DIE BURG

VIERTELJAHRESSCHRIFT DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU

HEFT 1 / KRAKAU JANUAR 1944 / 5. JAHRGANG

BURGVERLAG / KRAKAU G. M. B. H.

DIE BURG

THE POLISH INSTITUTE AND
SIKORSKI MUSEUM.
366/I

VIERTELJAHRESSCHRIFT DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU

5. JAHRGANG / KRAKAU JANUAR 1944 / HEFT 1
BURGVERLAG KRAKAU G. M. B. H.

PLACÓWKA
M. I. i O.
w Lizbonie.
L. ——/——

1. AUS HANS DÜRERS CEBES-FRIES AUF DER BURG ZU KRAKAU. (TRINKGELAGE)

INHALTSVERZEICHNIS

Dozent Dr. phil. habil. Herbert LUDAT, Reichsuniversität Posen:

Zwischen Romantik und Wirklichkeit. Die Ideologie der polnischen Parteien am Vorabend des neuen Weltkrieges 1

Dr. Josef SOMMERFELDT, Referent an der Sektion Rassen- und Volkstumsforschung des Instituts für Deutsche Ostarbeit Krakau:

Judenstaatsprojekte in der polnischen Publizistik des 19. Jahrhunderts 14

Dr. Dorette RICHTER, Krakau:

Hans Dürers Cebes-Fries auf der Burg zu Krakau 27

Professor Dr. P. O. RAVE, Nationalgalerie Berlin:

Schinkels Pläne für Kressendorf bei Krakau 34

BUCHBESPRECHUNGEN

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Hauptschriftleiter: Dr. Wilhelm Coblitz, Direktor des Instituts für Deutsche Ostarbeit, Krakau. — Umschlag und Gestaltung: Helmuth Heinsohn. — Anschrift der Schriftleitung: Institut für Deutsche Ostarbeit, Krakau, Annagasse 12. — Fernruf: 15282 — Burgverlag Krakau G.m.b.H., Verlag des Instituts für Deutsche Ostarbeit. — Auslieferung durch den Verlag, Krakau, Annagasse 5. — Druck: Zeitungsverlag Krakau-Warschau G.m.b.H., Krakau, Poststraße 1. — Zu beziehen durch Verlag, Post und Buchhandel. — Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis für ein Heft 4,— Zl. (2,— RM), jährlich für 4 Hefte 16,— Zl. (8,— RM).

ZWISCHEN ROMANTIK UND WIRKLICHKEIT

DIE IDEOLOGIE DER POLNISCHEN PARTEIEN AM VORABEND DES NEUEN WELTKRIEGES

VON DR. PHIL. HABIL. HERBERT LUDAT, DOZENT AN DER REICHSUNIVERSITÄT POSEN

Als im Januar 1934 der Marschall Pilsudski die bekannte Nichtangriffserklärung mit Deutschland unterzeichnete, konnte man im deutschen Volk billigerweise erwarten, daß die dadurch dokumentierte Aufkündigung des Vasallenverhältnisses zu Frankreich auch entsprechende innere Folgeerscheinungen zeitigen würde.

Die polnische Außenpolitik schien seitdem mehr und mehr an Eigencharakter und Selbständigkeit zu gewinnen; durch die Hinwendung Sowjetrußlands zu Mitteleuropa fühlte sich Polen unmittelbar bedroht und schien bemüht zu sein, seine Politik an der Seite der Achsenmächte auszurichten. In ihrem Schutz vollzog sich die Bereinigung des polnisch-litauischen Gegensatzes und die Gewinnung des Olsa-Gebietes. Dagegen unterblieb jeder Versuch, die zwischen Deutschland und Polen offenen Fragen im Geist gegenseitiger Achtung der beiderseitigen Lebensinteressen auf friedliche Weise einer Lösung näherzuführen, ja man ging nicht einmal daran, die psychologische Grundlage im polnischen Volk als Voraussetzung für ein künftiges gedeihliches Zusammenleben der beiden Völker zu schaffen. Die von weitgehendem Verständnis für die polnischen Lebensinteressen getragene Erziehungsarbeit des Nationalsozialismus und die wiederholten großzügigen Erklärungen unseres Führers fanden beim polnischen Volk und bei seiner Staatsführung kein gebührendes Echo. Die neuen Männer nach dem Tode des Marschalls gaben sich zwar als die Hüter seines Vermächtnisses aus, lebten aber weniger aus realpolitischem Instinkt und Einsicht in die Dynamik der europäischen Völker und Staaten, als vielmehr aus Dogmen, Doktrinen und Theorien.

So wurde die unversehrte Erhaltung der See- und Westgebiete zum integrierenden Bestandteil einer polnischen Großmachttheorie erhoben, die Erfolge auf der Pariser Friedenskonferenz als ein „Minimum der geschichtlichen Gerechtigkeit" bezeichnet und angesichts des Anwachsens der deutschen Macht die Forderung nach Danzig und Memel als notwendigen Kompensationen in der polnischen Presse erhoben. Welche Wirkungen dieses Verhalten der verantwortlichen Männer in Warschau hatte, zeigte sich ganz deutlich bei der Errichtung des Großdeutschen Reiches. Die amtliche polnische Politik erfreute sich beim eigenen Volk steigender Unbeliebtheit, und der tief eingewurzelte Haß gegen alles Deutsche brach sich in hinterhältigen Anschlägen Bahn.

Polen wollte unter Nichtbeachtung der deutschen Lebensnotwendigkeiten alle Vorteile einer Ausgleichspolitik mit Deutschland einheimsen, war aber nicht bereit, auch nur das kleinste Zeichen seines guten Willens zu geben und einen Teil des an dem deutschen Volke nach dem Weltkriege verübten Unrechts gutzumachen. Dies wurde offenkundig, als im Zuge der Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren, der Unterstellung der Slowakei unter deutschen Schutz und der Rückgliederung des Memelgebietes das einmalige und ungewöhnlich großzügige Angebot unseres Führers bei der polnischen Regierung unter englischem Druck der Ablehnung verfiel und Andeutungen darüber in der oppositionellen Presse heller Empörung begegneten. Während in diesen Märztagen die Männer der Regierung von einem Kurswechsel in der polnischen Außenpolitik zunächst scheinbar noch nichts wissen wollten und sich englischen Angeboten gegenüber allein auf die eigene Kraft beriefen, entfesselte die Presse aller Oppositionsparteien einen Sturm gegen die Außenpolitik des Regimes und eine hemmungslose und beispiellose Hetzkampagne gegen das Deutschtum.

Noch in den Tagen unmittelbar nach der Besetzung Prags durch die deutschen Truppen lehnte der polnische Marschall Rydz-Smigly den Schutz einer fremden Macht als Existenzgrundlage für Polen ab, und ein Warschauer Boulevardblatt betonte, daß Polen keine gegen Deutschland gerichtete Blockpolitik mitmachen werde. Kurz darauf aber hatten die englischen Einkreisungspolitiker diese Hemmungen und Vorbehalte beim polnischen Außenminister Oberst Beck in London zerstreut, und das „Wunder an der Themse" erhob in den Augen der verblendeten Polen durch das Prinzip der gegenseitigen Beistandsleihe das Prestige ihres Staates als „Großmacht" ins Ungemessene, in Wahrheit drückte es Polen aus seiner mühsam angestrebten, aber noch längst nicht erklommenen unabhängigen Stellung erneut zum Trabanten und Vasallen der westlichen Demokratien herab.

War durch dieses englisch-polnische Abkommen der Pakt von 1934 selbstverständlich dem Geiste nach verletzt und praktisch bereits hinfällig geworden, so versuchte die polnische amtliche Außenpolitik — im Gegensatz zu der Opposition von rechts bis links — die Fiktion der Vereinbarkeit beider Verträge aufrechtzuerhalten. Diese amtlichen Erklärungen konnten aber keineswegs den schlechten Eindruck der noch in den Märztagen vorgenommenen militärischen Maßnahmen verwischen, die stärker als alle anderen Erscheinungen die innere Entscheidung, die die polnische Regierung bereits getroffen hatte, dokumentierten. Die Opposition aber benutzte die außenpolitische Situation, um — wenn auch vergeblich — einen Einbruch in das Regierungssystem zu versuchen und durch Forderung nach einer überparteilichen Konzentrationsregierung alle nationalen Kräfte zu wecken. Freilich sind von diesen Wünschen und Hoffnungen nur die Loyalitätserklärungen aller Parteien an den Staatspräsidenten und den Marschall und ein Burgfrieden übriggeblieben, in dem alle Parteigegensätze hinter den Interessen einer nationalen Einmütigkeit zurücktreten sollten.

War diese „Republik Polen" eine Demokratie oder ein autoritär regierter Staat? Neben der Regierung, die unter Ausschaltung der gesamten Opposition herrschte, bestanden die Parteien legal fort und rangen um Einflußnahme auf die Maßnahmen der Regierung und im Kampf der Ideologien um die Seele des polnischen Menschen. Diese innere Zwiespältigkeit und Gegensätzlichkeit, die das innenpolitische Leben kennzeichnete, war ja nur einer der vielen auffallenden Widersprüche in diesem Lande, die ihre Ursachen hatten in der Geschichte, der geographischen Lage und in den charakterlichen Anlagen des polnischen Volkes. Das jüngste innenpolitische Antlitz Polens vor seinem Zerfall ist für den Betrachter deshalb so schwer zu übersehen, weil einmal die Parteien ihre Herkunft aus der Zeit der Staatenlosigkeit in ihren nationalen, sozialen und wirtschaftlichen Zielsetzungen niemals hatten verleugnen können, und weil zum anderen ihre Regierungsfähigkeit nach einer Epoche zügelloser und korrupter Parlamentswirtschaft in dem soldatischen und staatsschöpferischen Geist des Marschalls Pilsudski zwar nicht ihren Meister, aber ihren entschiedenen Gegner gefunden hatte. Dazu kam, daß der geistig, politisch und wirtschaftlich schwach begründete polnische Staat in die ideenmäßigen Auseinandersetzungen im Nachkriegseuropa hineingerissen werden mußte. So waren Parteiabsplitterungen und Neubildungen in den letzten zwei Jahrzehnten eine ständige Erscheinung. Daß dadurch sich auch der geistige Gehalt der Doktrinen Schwankungen und Wandlungen unterworfen zeigte, bedarf keiner Erklärung. So waren dann auch die Parolen und Schlagworte zum Teil andere geworden, und es ging im Lager der polnischen Parteien um alle großen politischen Gegenwartsprobleme, um Antisemitismus, Parlamentarismus, Totalismus und autoritäre Regierungsform, verbunden mit sozialen und wirtschaftlichen Forderungen und außenpolitischen Konzeptionen.

Heute beschäftigt den Historiker in erster Linie die Frage nach den Hintergründen der polnischen Politik, nach den Entwicklungen der einzelnen polnischen Parteirichtungen, ihren Ideologien und außenpolitischen Programmen. Nur aus einer Kenntnis dieser Probleme wird der

rückschauende Betrachter die Folgerichtigkeit und Notwendigkeit dieses politischen Geschehens verstehen können, das durch die Intransigenz der anglo-amerikanischen Politik in so verhängnisvoller Weise zum auslösenden Faktor des weltumspannenden Ringens geworden ist.

Zu diesem Zwecke ist es nötig, auf die Entstehung der Parteien in der Vorweltkriegszeit einzugehen, die aufs engste mit der Unabhängigkeitsbewegung im polnischen Volke verbunden ist.

Die morsch gewordene polnische Adelsrepublik hatte im ausgehenden 18. Jahrhundert durch die andauernde schrankenlose Herrschsucht und den hemmungslosen Egoismus weniger unermeßlich reicher Magnatengeschlechter ihr Ende gefunden. In ihrer Todesstunde begann in Polen der Umbildungsprozeß zur Nation im modernen Sinne, und das Streben nach Wiedergewinnung der verlorenen Unabhängigkeit bildete verständlicherweise das vornehmste Ziel des Volkes. In Polen und in der Emigration sammelten und schieden sich die Vertreter der Unabhängigkeitsidee, die die einen, die sogenannten Weißen, auf legalem und diplomatischem Wege der Unterhandlungen, die anderen, die sogenannten Roten, allein durch Verschwörung, Terror und Revolution zu verwirklichen trachteten.

Die Rückgewinnung der polnischen Staatlichkeit schien jedoch in eine fernere Zukunft denn je gerückt, seit sich die Teilungsmächte zu einer festen Interessengemeinschaft verbanden, und Teile des polnischen Volkes begannen sich mit ihrem Schicksal abzufinden und in der Autonomie Galiziens einen vollgültigen Ersatz für die ersehnte Staatlichkeit zu sehen. Der Umbruch, der sich damals im gesamten Leben des polnischen Volkes vollzog, war gewaltig. Es begann die Abwendung von Romantik, Messianismus und Weltschmerz zu Realismus, Selbstzucht und Selbstvertrauen. In Galizien übernahmen die adligen Konservativen die Tradition der Loyalität von ihren älteren Standesgenossen. Ihre Ideen unterschieden sich nicht von denen anderer konservativer Richtungen und deren Vertreter im preußischen und russischen Teilgebiet, und sie führten dazu, daß „die Politik auf dem Boden der gegebenen Tatsachen" diese Vertreter während des Weltkrieges in den gegnerischen Lagern sah.

Diese Tradition des Ausgleiches und der Loyalität aber blieb nicht die einzig herrschende. Die nationale Flamme hatte bei den neuen Ständen gezündet, und der Geist der Aufstände war gerade hier auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Tradition der Roten, der Erhebungen und des Weges der Gewalt übernahm nach dem Scheitern des letzten Aufstandes der Verband der „Liga Polska"; sie sollte den patriotischen Geist wach erhalten und die Bestrebungen der Aussöhnung mit den Teilungsmächten im Lande bekämpfen. Aus ihr entstand die Nationaldemokratische Partei unter Führung von Roman Dmowski. Bei Ablehnung jeder romantisch-gefühlsbetonten Aufstandspolitik, aber im Zeichen des Volkstumskampfes gegen Deutsche und Ukrainer, proklamierte er die Forderung nach ständiger Aggressivität, permanenter Revolution und chronischem Aktivismus.

Die Nationaldemokratie gewann ihren Haupteinfluß in Kongreßpolen; allmählich aber änderte sie ihre revolutionäre Haltung unter dem Einfluß zweckpolitischer Erwägungen, angesichts des heraufziehenden Weltkrieges. Sie wurde kurz nach der Jahrhundertwende aus einer revolutionär-irredentistischen zu einer versöhnlichen, auf den Ausgleich gerichteten Partei und vollzog schließlich nach der russischen Revolution von 1905 den außenpolitisch entscheidenden Übertritt auf die Seite Rußlands. Gleichzeitig entwickelte sie sich immer mehr zu der Partei des bürgerlichen Standes, in dem sie auch nach dem Kriege ihre stärkste Stütze fand.

Aus der bürgerlichen Sphäre ist auch ihr innenpolitischer Kampf gegen das Deutschtum und die Juden als die Wettbewerber der Polen in den Städten zu verstehen. Die geringe Gefährlichkeit des Russentums für die Herausbildung einer polnischen bürgerlichen Intelligenz erleichterte Dmowski die außenpolitische Konzeption, mit Hilfe Rußlands die Mittelmächte niederzuwerfen. Hatten Dmowski und die Nationaldemokratie auch die Aufstandsideologie der „Liga Polska" aufgegeben, so hatten die Erneuerung der Idee vom Reich der polnischen Piasten bis zur Oder und Ostsee, die Lehre von der reinen Macht, die Einteilung in Starke und Schwache in der Welt und schließlich der völkisch bestimmte Charakter seiner Gedankenwelt eine außerordentliche Wirkung im polnischen Volk erzielt.

Die Erben der eigentlichen Irredenta-Tradition wurden dagegen die Linksparteien, in deren Reihen revolutionär gesinnte und einsatzbereite Leute standen, denen die Befreiung des polnischen Volkes über allen marxistischen Programmen stand. Sichtbaren Ausdruck fand das in der Zusammenarbeit der sozialistischen Gruppen und der Polnischen Sozialistischen Partei (P.P.S.) mit den russischen Revolutionären gegen das ihnen verhaßte Zarenreich. In Rußland sah diese unter der Führung Pilsudskis stehende Partei den unversöhnlichen Gegner des Polentums. Als Pilsudski seine Tätigkeit nach Galizien verlegen mußte und die Wahrscheinlichkeit für einen Krieg zwischen den Teilungsmächten zunahm, rückte für ihn die Frage der militärischen Organisation in den Vordergrund. Die Bildung der Schützenverbände zur Erziehung und Ertüchtigung der Jugend und die Gründung der Legionen zur Befreiung des Vaterlands wurden sein wichtigstes Werk. An der Seite der Mittelmächte gegen Rußland bezog er seine Stellung.

In direktem Gegensatz dazu wandte sich die „Sozialdemokratische Partei Polens und Litauens" unter Rosa Luxemburg scharf gegen den „Sozialpatriotismus" der P.P.S., lehnte jeden Gedanken an eine nationale Selbständigkeit Polens ab und erhoffte alles Heil für die Zukunft vom russischen revolutionären Sozialismus, dem sie sich ganz verschrieb.

Neben den Arbeitern hatten aber auch die Bauern frühzeitig, gegen Ende der 80er Jahre, ihre politische Organisation in Galizien gefunden. Die Wiedererlangung eines ungeteilten und unabhängigen Polens ist zwar für die Bauernpartei unverrückbares Ziel geworden; an der Seite der Legionen traten sie in den Kampf gegen Rußland ein, aber die eigenen parteipolitischen Aufgaben lagen ihnen doch näher als die großen nationalen.

Mit diesen modernen Parteibildungen, die teilweise an alte Traditionen anknüpften, durch ideologische, ständische und staatliche Grenzen getrennt, vollzog die neugeformte polnische Nation den Eintritt in den Weltkrieg. Sein Ergebnis ist auch für die zukünftige innenpolitische Entwicklung der Parteien von außerordentlicher Bedeutung geworden.

Während Dmowskis Gedankenwelt in Versailles siegte und die Alliierten sich der polnischen Ansprüche zur Knebelung Deutschlands gern bedienten, fand Pilsudskis Lebensaufgabe, der Kampf gegen Rußland und seine Föderationspläne im Osten, keine Erfüllung. In Dmowski siegte die piastische Westausrichtung des polnischen Staates, gefesselt an den Willen der Siegermächte im französischen Hegemonialsystem als Gendarm an der deutschen Ostgrenze, und in Dmowski siegte zugleich auch innenpolitisch das Prinzip der liberalen Demokratie und des westlichen Zentralismus. Der Sieg der Entente wurde damit in Polen ein vollständiger.

Der soldatische Geist und das militärische Genie des eigentlichen Machthabers, des Marschalls Pilsudski, erwies sich im Augenblick der staatlichen Erneuerung als nicht ausreichend, um gegenüber dem Lehrer und Erzieher westdemokratischer Prägung und gegenüber den übermächtigen politischen Verhältnissen sich durchsetzen zu können. Über die Verwirklichung der

Unabhängigkeitsidee hinaus verfolgte Pilsudski keine größeren Ziele. Wenn er auch gemeinhin als Mann der Linken galt, so hatte er sich doch der P.P.S. und der Arbeiterbewegung lediglich zur Erreichung der nationalen Ziele bedient; eine eigene Volksbewegung hatte er nicht geschaffen. Die polnischen Parteien aber und ihre meist parlamentsgewohnten Führer sahen für die Durchsetzung ihrer Programme nur den Weg über die liberale Demokratie.

Das polnische Volk besaß keinen eigenen Staatsgedanken, und es hatte in der Periode seines nationalen Werdens und seines Ringens um die Unabhängigkeit nicht gelernt, die Sorge für einen Staat zu tragen. So brach nach der Machtergreifung Pilsudskis sofort eine hemmungslose Parteienherrschaft los.

Zwar ließ der Einbruch der sowjetrussischen Streitkräfte nach Polen und die Furcht vor dem drohenden Untergang des Staates für lange Zeit alle Zwistigkeiten und Gegensätze vergessen; als aber der Marschall Polen gerettet und die Grenzen im Osten abgesteckt hatte, traten die Parteigegensätze in unverminderter Schärfe von neuem hervor. Es begann der Kampf um die Macht zwischen Pilsudski und den Parteien, der sich besonders um die Gestaltung der Verfassung entzündete. Den Nationaldemokraten und Teilen der Bauernpartei schien eine Diktatur oder Vorrangstellung des Marschalls unerträglich zu sein. So traten sie für die ultrademokratische Verfassung ein, in der der Legislative ausschlaggebende Bedeutung und dem Staatspräsidenten lediglich eine repräsentative Rolle zugedacht war. Der Sieg dieses Prinzips über Pilsudski fand in der endgültigen Verfassung vom 17. Mai 1921 seinen Ausdruck. Pilsudski zog sich grollend, enttäuscht und angewidert von dem eigensüchtigen Handel der Sejmgrößen aus dem Staatsleben zurück.

Die Hauptrolle in ihm spielten die geschicktesten und skrupellosesten Parlamentarier der alten Wiener Schule, wie z. B. der Bauernführer Witos, während Pilsudskis großer Gegner Dmowski in dieser Parteiwirtschaft keine führende Stellung zu bekleiden wußte. In der Nationaldemokratie erwachten sogar damals bald die ersten Zweifel an der Richtigkeit, Dauerhaftigkeit und Nützlichkeit des parlamentarischen Systems für die polnische Nation, und die Einsichten, die Dmowski vom italienischen Faschismus Mussolinis gewann, führten inmitten der Koalitions- und Parteikämpfe zur offenen Kritik am Liberalismus und zu faschistischen Gedankengängen hin. Eine Art Führerprinzip, die hierarchische und korporative Idee begann an Stelle der demokratischen sich durchzusetzen. Ihren geheimen Hoffnungen aber, auf dem Wege über eine erneute Koalition mit der Bauernpartei zur Alleinherrschaft in Polen zu gelangen, was zu einer schweren Brüskierung Pilsudskis führte, trat der Marschall noch einmal mit den ihm ergebenen Teilen der Armee entgegen und schlug jetzt die Nationaldemokraten und den ihm verhaßten und abgewirtschafteten Parlamentarismus aus dem Felde. Der Maiumsturz des Jahres 1926 bedeutete einen tiefen Einschnitt in dem Leben des polnischen Staates, seiner Parteien- und Ideenwelt. Bedeutete er zugleich auch einen Sieg Pilsudskis über Westeuropa?

Groß war die Freude über den Sieg bei den Linksparteien, die die Gefahr einer nationaldemokratischen Diktatur abgewendet sahen. Bald aber zeigte sich ihnen, daß sie Pilsudski nur irrtümlicherweise für einen der Ihren gehalten hatten, während ihm in Wahrheit als Soldat und Staatsmann nichts an ihren Parteidoktrinen und engen Standesinteressen, alles aber am Ganzen, am Wohl des Staates gelegen war. Polen mächtig und stark zu machen, erschien ihm als die einzige Aufgabe von Wert, zu der er sich die Armee erkor, die von nun an einen entscheidenden Faktor im Staate bilden sollte. Dieser Idee vom mächtigen Polen der Vergangenheit waren alle anderen Ideologien unterzuordnen. Deshalb forderte er jetzt die Sammlung aller Staatsbürger zur gemeinsamen Arbeit; ohne jedes Zugeständnis an die Parteien und ihre Forderungen setzte er seinen Willen an die Stelle willkürlicher Parlamentsherrschaft. In dieser Situation sah der Marschall

keinen Anlaß, die Parteien zu zerschlagen, aber es kam ihm darauf an, ihre Macht im Parlament auszuschalten. Seine Gesetze vom August 1926 zur Verfassungsänderung für eine Stärkung der Stellung des Staatspräsidenten durch Verordnungskompetenzen wiesen sofort in diese Richtung.

Es begann noch einmal ein Kampf um die Erhaltung und Wiederherstellung der den Parteien liebgewordenen parlamentarischen Verhältnisse, an dem sich alle Gegner und ehemaligen Freunde des Marschalls beteiligten, da er letztlich um die Daseinsberechtigung der Parteien geführt wurde. Auf der einen Seite standen die Parteien als Vertreter egoistischer Teilinteressen, vor allem die Nationaldemokratie, die Bauern und die P.P.S.; ihre Regierung hatte und konnte bestenfalls stets nur ein Kompromiß ergeben, von dem der Staat auf die Dauer nicht leben kann; auf der anderen Seite scharten sich um Pilsudski seine alten Getreuen, Absplitterungen aus der P.P.S. und der Bauernbewegung und die Konservativen, die zusammen in dem „Unparteiischen Block für Zusammenarbeit mit der Regierung" ein Instrument schufen, das keine Parteikoalition und deshalb kein Kompromiß bieten, sondern ausschließlich einen Überbau über den Parteien darstellen sollte.

Die Gefahren der Koalitionsbildungen im Sejm wurden durch drastische Wahlmethoden und Maßnahmen gegen die Oppositionsführer zerstreut und damit der Weg frei gemacht für eine Verfassungsänderung im Sinne einer eindeutigen Stärkung der Exekutivgewalt bei gleichzeitiger Ausschaltung jedes oppositionellen Parteieinflusses. In der kurz vor dem Tode des Marschalls verkündeten Verfassung sprach sich deutlich dieser Wille aus; mit ihr und der neuen Wahlordnung sollte, wie ihr Schöpfer Car im Sejm verkündete, „das Zeitalter des Liberalismus endgültig überwunden sein und der Parlamentarismus der Vergangenheit angehören". Den Weg und den Willen zum Totalismus aber hat der Marschall nicht gehabt: die Parteien sollten vielmehr bestehenbleiben und freies Spiel des politischen Denkens im Rahmen der Staatsinteressen besitzen. Der Maiumsturz und seine Folgen hatten zweifellos die ehemalige äußere Machtstellung der Parteien zerbrochen; es erhob sich nun die Frage, ob die Parteien nach dieser für sie tödlich erscheinenden Entwicklung auch innerlich als überlebt und überholt anzusehen waren.

Für die Geschichte aller polnischen Parteien bedeutete die Machtergreifung Pilsudskis ein Ereignis von fundamentaler Bedeutung. Nach einer Blütezeit ohnegleichen trat plötzlich das Gespenst des Todes vor sie hin; es begann eine Zerfallperiode und Krisenzeit, die äußerlich gekennzeichnet ist durch zahllose Umgruppierungen und schließlich durch die Liquidierung des Kampfes um die Macht, in der aber auch innere geistige grundlegende Veränderungen eintraten. Zweifel an der Richtigkeit des bisher verfolgten Weges tauchten allenthalben auf, fremde Weltanschauungen und Systeme forderten zur inneren Auseinandersetzung heraus, und eine neue Generation drängte in die Führung der einzelnen Parteien, der die alten Gegensätze unbekannt und darum gleichgültig waren und die mit dem Schwung der Jugend zur Radikalisierung und Klärung der Fronten beitrug.

Am frühesten hatte Dmowski erkannt, daß der Liberalismus abgewirtschaftet hatte. Seine Gründung des „Lagers des großen Polens" und die Umwandlung der Partei zur „Polnischen Nationalen Partei" sind symbolisch dafür und zeigten die autoritären Formen bereits an. Er verlegte das Schwergewicht seiner politischen Arbeit auf die Beeinflussung der Jugend und ihre Gewinnung für den völkischen Staat, der auf streng katholischer Grundlage und den Traditionen seiner Vergangenheit ruhen sollte und für den der äußere Feind der Deutsche war.

Die äußeren Vorbilder des Faschismus und Nationalsozialismus und die wirtschaftlichen Probleme sowie die Aussichtslosigkeit, nach 1928 über das Parlament noch jemals Einfluß zu gewinnen, führten zwangsläufig zur immer stärkeren Durchsetzung der Partei mit modernen

antiliberalen Gedanken, die sich in verschärftem Antisemitismus, der in einzelnen Kreisen sogar rassische Formen annahm, und in der Neigung zu totalitären und antikapitalistischen Ideen Luft machten.

Der mechanischen demokratischen Gleichheit setzte die Nationaldemokratie jetzt das ständische Ordnungsprinzip entgegen. Der Staat war für sie ein Gebilde, in dem die polnische Nation allein zu herrschen hatte, in dem die slawischen Minderheiten nicht anerkannt und ihre Assimilierung gefordert wurde, in dem die Juden als das das polnische Volk vergiftende Element zur Auswanderung gezwungen und die Deutschen auf kaltem Wege hinausgedrängt werden sollten.

Dieser Einbruch neuer Ideen ist verständlicherweise nicht ohne Amputationen abgegangen; die bemerkenswerteste hat im Jahre 1934 zur Absplitterung des nationalradikalen Lagers geführt, in dem der revolutionäre Geist der Jugend im Gegensatz zu der konservativen Haltung der älteren Generation deutlich zum Ausdruck kam.

Für die Jugend gehörte der alte Gegensatz zwischen Pilsudski und Dmowski der Vergangenheit an und fand in ihrem Geschichtsbild seine Synthese, wodurch der Weg zur Jugend des Pilsudskilagers frei wurde. Für sie war die Durchdringung des ganzen polnischen Lebens mit antiliberalen Gedanken oberstes Gesetz. Für sie war aber eine defensive Außenpolitik eine Unmöglichkeit, weil die Unabhängigkeit für sie bereits eine Selbstverständlichkeit darstellte, das Minimum des Staates aber stets nur Ausgangspunkt, niemals Endziel sein kann. Daher verkündigten sie den Imperialismus und gaben als sein Ziel die Erfüllung der polnischen geschichtlichen Mission an, die in der Beseitigung seiner für sie „materialistischen" Nachbarn, Deutschland und Rußland, gipfelte.

Aber auch in den anderen Oppositionsparteien machten sich entsprechende Erscheinungen geltend. Bei den drei Bauernparteien führte die Krise im Angesicht der Gefahr nach der Brester Affäre zum Zusammenschluß des „Piast", der radikalen „Wyzwolenie" und der eigentlichen „Bauernpartei". In gemeinsamer Front gegen das autoritäre Regime schlossen sie sich 1931 auf demokratischer Grundlage zusammen mit dem Ziel des Kampfes gegen das Regierungslager, die nationale Opposition und den Kommunismus und gewannen durch ihr radikales Eintreten für die Agrarreform großen Einfluß. Boykott und Streik bildeten dabei ihre Waffen gegen das System. Ihr gemeinsames Band wurde noch durch die Verurteilung ihrer Führer fester gestaltet.

Indessen kreuzten sich auch hier rechts- und linksradikale Tendenzen innerhalb der Partei. Besonders den linksextremistischen Strömungen kam angesichts der ungewissen und schwankend gewordenen demokratischen Haltung der Hauptgruppe, die sich lediglich auf taktisches Zusammengehen mit anderen Parteien von Fall zu Fall beschränkte, eine hohe Bedeutung für die künftige Entwicklung und die Radikalisierung der Partei zu. Von hier ist auch die Bewegung des sogenannten „Agrarismus" ausgegangen, deren antikapitalistisches Gedankengut in der Forderung nach einer vollständigen Neuverteilung des landwirtschaftlich genutzten Bodens gipfelte, die bald von der gesamten Bauernpartei aufgenommen wurde.

Auch die P.P.S. konnte von den Krisenerscheinungen nicht unberührt bleiben. Nach der Neugründung des Staates war sie in das Parlament eingerückt, mit dem Ziel, auf dem Wege über Reformen eine Besserung der sozialen Verhältnisse unter den Arbeitern herbeizuführen und einer Realisierung ihres sozialistischen Programms näherzukommen. Die anfängliche Freude über den Maiumsturz Pilsudskis erwies sich jedoch bald als verfrüht, und die Krise, die die P.P.S. durchzumachen hatte, hat sie gleichfalls mit einer Radikalisierung beantwortet. Als Partei, die

das Ziel der Unabhängigkeit miterkämpft hatte, hat sie an ihrem Eintreten für die nationale Unversehrtheit der polnischen Republik keinen Zweifel gelassen. Die Wirtschaftskrise in Polen, der Ausschluß von der Mitarbeit in Parlament und Regierung und die Furcht und Abneigung gegenüber dem nat.-soz. Deutschland haben in ihr die radikalen Strömungen gefördert. Nach einer Zeit der Defensive glaubte die Partei nicht mehr an den Sieg ihrer Gedanken auf revolutionärem Wege. Sie entwickelte ein revolutionäres Programm, das die Brechung der kapitalistischen Ordnung und die Einführung sozialistischer Planwirtschaft vorsah, das im Massenkampf, in der Gewinnung der besonders verarmten mittleren Schichten und im Bündnis mit der Bauernbewegung erreicht werden sollte. Auch durch diese Partei ging der Riß durch die Generationen mitten hindurch, und die Jugend wandte sich deutlich kommunistischen Tendenzen zu.

Nach all diesem wird man sagen müssen, daß die Folgen des Maiumsturzes in den Parteien zwar eine Krise hervorgerufen haben, sie aber nicht beseitigen konnten. Die Aussichtslosigkeit auf die Wiederherstellung der alten Machtverhältnisse zwang sie vielmehr zu einer Überprüfung ihrer Stellung und zu einer inneren Wandlung, die besonders von der Gedankenwelt der heranwachsenden Generation, den Einwirkungen fremder Vorbilder und den Sorgen um die sozialen und wirtschaftlichen Krisenerscheinungen getragen wurde. Das Ergebnis dieser Entwicklung war eine Radikalisierung der Forderungen und eine schärfer umrissene Ideologie.

Zwar hatte Pilsudski äußerlich tatsächlich die Rückkehr zur Demokratie alten Stils unmöglich gemacht, aber in dem Weiterleben der Parteien hatte der Kampf um die geistige und politische Formung der Nation eingesetzt. Dieser Richtung hätte er nur durch Hinwendung zum totalen Staat entgegentreten können, was aber dem Marschall seiner Herkunft und geistigen Vergangenheit nach fernliegen mußte. Ihm genügte die wirkliche Ausübung der Macht, die ihm seine Politik und sein Ansehen im Volk auch ausgiebig gewährten. Solange er lebte, konnte dem Staat keine ernste innere Erschütterung und Gefahr drohen. In dieser eigenartigen Zwitterstellung und in dieser an der Praxis geformten Politik hatte er auch die zweite, nicht weniger bedeutsame Klammer, die Polen an den Westen band, nicht grundsätzlich zu lösen versucht.

Seine Kriegsziele im Osten bei Beginn des Weltkrieges sind ebenso bekannt wie seine Verachtung für die in Versailles zustande gekommene Westgrenze. Die geschaffenen Verhältnisse aber erwiesen sich nun einmal als stärker denn alle seine Pläne und Konzeptionen, und als er 1926 den Marsch auf Warschau antrat, besaß er ebensowenig ein fest umrissenes außenpolitisches Programm wie ein innenpolitisches. Sein Ziel war einzig, Polen durch eine innere Konsolidierung eine machtvolle und unabhängige äußere Stellung zu geben. Als der geborene Praktiker auf dem Felde der Politik hatte der polnische Marschall sofort 1932 die sich ankündigende Umgruppierung in der europäischen Staatenwelt für Polen genutzt durch den Abschluß des Nichtangriffspaktes mit Sowjetrußland, dem 2 Jahre später das deutsch-polnische Abkommen folgte. Durch diese Aktionen hatte er zweifellos den Weg zu einer eigenen, lediglich von polnischen Interessen bestimmten Außenpolitik gewiesen. Aber die politische Wirklichkeit hatte in diesem Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt die Maße und Gewichte des politischen Denkens geformt und bestimmt. Der Besitz der alten deutschen Ostprovinzen, der Aufbau des polnischen Hafens Gdingen als Konkurrenz zu Danzig und die Bahnverbindung Oberschlesien-Ostsee erschienen allmählich dem gesamten polnischen Volk als die sichtbarsten Symbole und die sichersten Garanten für die äußere Machtstellung und das Ansehen des Staates und seines nationalen Lebenswillens. In dieser geistigen Westorientierung gestaltete die Nationaldemokratie ihren in Versailles errungenen Sieg zu einem totalen, das ganze Volk erfassenden um, gegen den keine der polnischen Parteien Widerspruch erhob. Auch Pilsudski hat den offenen Kampf gegen diesen politischen Glaubenssatz nicht mehr aufgenommen. Damit ist seinem außenpolitischen Werk der Loslösung aus dem französischen System die letzte Krönung versagt geblieben und der politische

THE POLISH INSTITUTE AND
SIKORSKI MUSEUM.
366/T

geistige Sieg Westeuropas in Polen durch seinen soldatischen Realismus nicht aufgehoben worden. Solange der Feldherr und Staatsmann lebte, wurde dieser Mangel ausgeglichen durch die Achtung und Verehrung, die er im Volke genoß. Als er aber die Augen schloß, traten die Widersprüche und Gefahrenmomente schärfer denn je hervor.

Gegenüber standen sich einmal die Anhänger und Verwalter der Pilsudski-Politik und die radikalisierten Parteien, die auf die geistige und politische Formung des Volkes maßgeblichen Einfluß nahmen und dementsprechend die Macht im Staate forderten, und zum anderen bestand ein latenter Widerspruch zwischen der von Marschall Pilsudski beabsichtigten Herstellung eines mächtigen Polen und der Allgemeingültigkeit der nationaldemokratischen Westorientierung.

Der Tod des Marschalls bedeutete einen tiefen Einschnitt im innenpolitischen Leben des Staates. Seine Autorität hatte bisher allen Angriffen der Opposition Trotz geboten. Jeder Kabinettswechsel bedeutete nur die Ablösung der Wache, die nach Durchführung seiner Befehle von ihm zurückgezogen wurde. Er hatte „die Achse des politischen Lebens" gebildet. Nun war es nötig, einen neuen Mittelpunkt und neue Leitgedanken zu finden.

Jedenfalls waren die Pilsudskisten entschlossen, die Macht nicht aus den Händen zu geben und eine Rückkehr zur Parteienherrschaft unter keinen Umständen zuzulassen. Die mit der neuen Verfassung eingeführte Wahlordnung, die praktisch jeden Einfluß der Opposition im Parlament ausschaltete, sicherte sie vor Überraschungen. Die Verkündung Pilsudskischer Grundsätze: das Eintreten für ein starkes Polen, die Fortsetzung der Außenpolitik und der Ausbau der Armee sprach für eine konsequente Fortführung der bisherigen Politik. Aber die Autorität des Marschalls konnte keiner der Epigonen ersetzen.

Die proklamierten Grundsätze konnten weder die Links- wie die Rechtsopposition veranlassen, ihre geistige Wesenheit zugunsten einer ihnen farblos und in ihrem Wert zweifelhaft erscheinenden Sache aufzugeben. Der Versuch des Regierungslagers, ihre größte Sorge loszuwerden, die Bauernbewegung durch Gewinnung zur Mitarbeit zu befriedigen, scheiterte an der Ablehnung der Gegenforderung, ihren Führer straflos nach Polen zurückkehren zu lassen. Schwerste Bauernunruhen im ganzen Lande beendeten dieses Zwischenspiel und demonstrierten die Macht des radikal und revolutionär gesinnten Bauerntums. Das Regierungslager, schon längst nicht mehr in sich geschlossen, mußte in diesem Kampf der Ideen und Massensuggestionen nach neuen Stützen und Pfosten sich umsehen, um den drohenden Einsturz ihres Gebäudes zu verhindern. In der Oberstengruppe um den verstorbenen Marschall zeigten sich bald tiefe Risse. Einige der Obersten bezogen eine neue Stellung, während Slawek, Pilsudskis treuester Freund, abgerufen wurde und seine Schöpfung, der regierungstreue „Unparteiische Block", nach achtjähriger Existenz der Auflösung verfiel.

Aber die Hoffnungen, ohne jede Organisation auszukommen, trogen bald. Denn die Parteien hatte man nicht aufzulösen gewagt. Man ließ sie sozusagen als Ventile gegen soziale Explosionen bestehen. Und die einzigen Wahlen, die noch ein wirkliches Spiegelbild der Volksstimmung gaben, die Gemeindewahlen, sowie das immer bedrohlicher werdende Anwachsen der revolutionären Strömungen ließen es ratsam erscheinen, sich nach neuen Formen umzusehen. Und nun gewannen die neuen Männer den entscheidenden Einfluß und riefen einen Umwandlungsprozeß im Pilsudskilager hervor. Das autoritäre und antidemokratische Regierungssystem hatte bereits viel Verwandtes mit den Idealen der nationalen Opposition, in der sich totalistische und gemäßigte autoritäre Bestrebungen kreuzten und von der viele junge Vertreter eine Brücke des Übergangs zum Regierungslager fanden.

So war es denn kein Wunder, daß im Jahre 1937 das von der Regierung gebildete, unter Führung des Obersten Koc ins Leben tretende „Lager der nationalen Einigung" (kurz Ozon genannt) das gesamte ideologische Gepäck aus der Rüstkammer der Nationalen Partei entlehnte. Als Ziel wurde die Aufhebung des alten Gegensatzes zwischen Pilsudski und Dmowski propagiert; Regierungslager und nationale Opposition sollten zusammen den Staat bilden, womit aber keine Konzessionen an die Oppositionspartei verbunden sein sollten. Die Devise wurde: Antisemitismus und Nationalismus und Eintreten für die Realisierung des völkischen Staates auf revolutionärem Wege durch Sammlung aller positiven Kräfte, die nicht mehr in ablehnender Opposition verharren sollten. Während der Unparteiische Block die reine Mitarbeit am Wohl des Staates betonte, suchte das Ozon die Anhänger unter der Forderung eines konsequenten Nationalismus und Antisemitismus zu sammeln und wollte keiner anderen Richtung Daseinsberechtigung zugestehen.

Diese Hinwendung zum Totalismus auf der Grundlage einer Konsolidierung der Rechten scheiterte noch im gleichen Jahre an den Gegnern im eigenen Lager, vor dem auch die völkerbewegenden Ideologien nicht haltgemacht hatten. Koc' Ersetzung durch den neuen Leiter des Lagers Skwarczynski bedeutete den Verlust der Monopolstellung des Jugendverbandes der Regierung, gleichzeitig die Loslösung von der Rechtsideologie und das Betreten des Weges der goldenen Mitte. Damit hatte das Ozon jede Breitenwirkung verloren und durch die Ablehnung jedes totalitären Systems und durch Gründung eines eigenen Klubs im Parlament und einer Zeitung den Willen kundgetan, Partei statt Bewegung zu sein.

Die Radikalisierung der Jugend aber hatte sich beim Ozon nur noch verstärkt, die seitdem in das nationalradikale Lager oder in bäuerlich-revolutionäre und sogenannte linksstehende volksfreundliche Gruppen abwanderte, und die gesamte Opposition stand dem Lager ablehnend gegenüber. So hatte die mit dem Maiumsturz Pilsudskis einsetzende Verschärfung der ideologischen Gegensätze im polnischen Volk nach dem Tode des Marschalls nicht aufgehört, sondern nur zugenommen. Die Parteien, ohne Aussicht auf Wiedergewinnung des Einflusses, aber im Besitz ihrer Organisation und Propagandamittel, verstärkten ihre Tätigkeit in den letzten Jahren fortgesetzt und entfalteten eine immer hemmungslosere Propaganda, wie ein Blick auf ihre Entwicklung vor dem deutschen abschließenden Eingreifen zeigen wird.

Pilsudskis Regime hatte die Parteien in eine schwere Krise, aber auch in einen Läuterungsprozeß geführt, der gekennzeichnet war durch Sezessionen und Konsolidierungsversuche, die auch der Epoche nach 1933 den Stempel aufdrückten.

Die ideologischen und prinzipiellen Auseinandersetzungen verschärften sich in steigendem Maße. Es ging bei diesem Kampf um die Beeinflussung und Gewinnung der Massen für ihre Ideologien. Es ging um die Fragen, ob der Staat künftig totalitär, autoritär oder liberal-parlamentarisch geführt werden sollte, ob er einen Nationalstaat oder Nationalitätenstaat darstellen sollte, ob er plan- oder privatwirtschaftlich ausgerichtet werden sollte und in ihm die Juden Platz finden könnten oder nicht, welche Richtung die Außenpolitik einschlagen sollte, und um viele andere mehr.

Auf ausgesprochen antidemokratischer Grundlage stand die polnische Nationale Partei (d. h. die ehemaligen Nationaldemokraten), ihre Absplitterung das Nationalradikale Lager, die Konservativen und das Regierungslager. Hatten sich ursprünglich die Konservativen dem Pilsudski-Regime zur Verfügung gestellt und hatten sie die Gründung des Ozon anfänglich begrüßt, so waren sie ausgeschieden, als die demokratischen Kräfte sich gegen den Kurs des Obersten Koc wandten. Einen schweren Konkurrenzkampf fochten die Nationale Partei, das Nationalradikale und das Regierungslager untereinander aus, die sich zeitweilig gegenseitig in der Überspitzung

ihrer Forderungen zu überbieten versuchten, um nicht beim Wettlauf um die Gunst der Massen ins Hintertreffen zu geraten. Die Nationale Partei hatte ihren Kampf gegen Juden und Freimaurer verstärkt, den Charakter Polens als Nationalstaat kraß betont und in der Außenpolitik seit 1937 offen imperialistische Ziele verkündet.

Während die Nationalradikalen entschieden für einen totalitären Staatsaufbau eintraten, die Konservativen ihn dagegen ablehnten, lief in der Nationalen Partei die Trennungslinie zwischen den Generationen. Alle diese Gruppen standen auf streng katholischer Grundlage, die für Dmowski sogar das Wesen des Polentums ausmachte, von der sich zu trennen die Vernichtung der Nation bedeuten würde. Jede Partei aber erhob den Anspruch auf totale Durchsetzung ihrer Anschauungen.

Auf dem Boden der liberal-demokratischen Weltanschauung standen die Arbeitspartei, die Bauern, die P.P.S. und der Demokratische Klub. Die 1937 von politischen Persönlichkeiten wie Haller, Paderewski, Korfanty ins Leben gerufene Arbeitspartei war klerikal bestimmt, mit nationalistischer und antisemitischer Tendenz. Sie war deshalb nur für die ältere Generation der nationalen Opposition ein ernsthafter Anziehungspunkt. Im übrigen aber entbehrte sie jeder Zukunftsmöglichkeit im Kampf gegen die P.P.S., das Regierungslager und die faschistisch orientierten Parteien.

Die Bauernpartei war bei der Größe des bäuerlichen Sektors (fast 75% des Volkes), seiner Wichtigkeit für den Staat und die Armee und angesichts der gewaltigen Schwierigkeiten, die sich der Lösung der bäuerlichen Probleme entgegentürmten, der gefährlichste Gegner für das Regierungslager, was sich auch in den Bauernunruhen und Streiks der letzten Jahre gezeigt hatte. Die Bauern hatten dadurch ihren Charakter als revolutionäre Bewegung dargetan und zeigten in letzter Zeit Konsolidierungsneigungen mit der P.P.S., die in ihrem jüngeren Flügel stark kommunistische und sowjetfreundliche Tendenzen aufwies, während ihr demokratischer Flügel häufig den Versuch gemacht hat. mit anderen demokratischen Parteien zusammenzugehen und sogar den Eintritt in die Regierungsarbeit anzustreben.

Über den Umfang der kommunistischen Wirksamkeit im polnischen Volk läßt sich schwerlich Genaues sagen, da nach dem geringen Erfolg der Volksfrontbestrebungen die Partei 1938 von Moskau liquidiert wurde. Beim Beschluß ihrer Neuordnung im März 1939 waren für die Erreichung der Kominternziele außenpolitische Gründe maßgebend: die Stärkung des Bewußtseins in den Massen, daß die Sowjets die natürlichen Verbündeten Polens gegen Deutschland seien und daß der einzig wirksame Schutz gegen den deutschen „Ostdrang" die Diktatur des polnischen Proletariats sei. Diese aufoktroyierte, auch von Teilen der P.P.S. begrüßte außenpolitische Konzeption für ein Zusammengehen mit Rußland bildete unter den Programmen eine Ausnahme. Die Haltung der Parteien wurde wesentlich bestimmt teils durch das Festhalten an geschichtlichen Überlieferungen, teils durch ideologische Gründe.

Diese Theorien und der anderthalb Jahrzehnte dauernde, das gesamte polnische Leben beherrschende Gegensatz zu Deutschland waren die Ursache dafür, daß nahezu alle Parteien in dem westlichen Nachbarn, dem Deutschen Reich, den wichtigsten Gegner erblickten, gegen den faschistische und demokratische Parteien in Polen das Bündnis mit Frankreich und manche auch mit der Tschecho-Slowakei forderten. Einzig die Konservativen behielten sich ihren Blick frei und traten früh bereits offen für einen Ausgleich zwischen Frankreich, Deutschland und Polen ein.

Der innere Umbruch in Deutschland hatte auf die demokratischen Gruppen nur besorgniserregend gewirkt. Die beiden faschistischen Parteien hatten ihre geistige Verwandtschaft mit Deutschland zugunsten einer maßlosen von imperialistischen Zielen bestimmten Feindschaft verleugnet. Die P.P.S. und die übrigen Parteien hatten sämtlich die Ausgleichspolitik Pilsudskis, Polen zwischen Deutschland und Rußland eine selbständige Machtposition zu schaffen, mißdeutet und verdächtigt. Durch ihren Ansturm gegen diese Politik und ihren Vertreter und durch ihre chauvinistischen Töne gegen das Reich bewiesen die Oppositionsparteien nur, wie sie die von ihnen übernommene Großmachtsidee verstanden, nämlich nur ängstlich am Rockzipfel Mariannes. Als aber dann im Frühjahr 1939 die deutsche Politik auch nur ihre primitivsten Lebensrechte in Danzig und Westpreußen durch einen großzügigen Vertrag mit Polen sichern wollte, zeigte es sich, wie sehr auch bei den führenden polnischen Politikern bereits die nationaldemokratische Westideologie die nüchterne Einsicht in die wirklichen dynamischen Kräfte und in die europäischen Machtverhältnisse getrübt hatte.

Das System hatte wie so vieles andere auch die Machtideen Polens: Großmacht, Meeresideologie und Weltpolentum — Dmowskischen Gedankengängen entnommen, und die gesamte Opposition forderte im März 1939 stürmisch die Folgerungen aus dieser Haltung. Diesem einmütigen Drängen von der Nationalen Opposition bis zur P.P.S., die in den mitteleuropäischen Märzereignissen einen Prestigeverlust und sogar eine Gefährdung Polens erblickten, gab das System durch den Abschluß des ihm von England angebotenen Beistandpaktes nach. Dadurch wurde Polen wieder zum Trabanten der Westmächte degradiert, und der einst von Pilsudski unternommene Versuch, das Ergebnis von 1919 wieder rückgängig zu machen, war an seiner inneren Halbheit gescheitert.

Der zweiten Forderung der gesamten Opposition aber, durch die Bildung eines nationalen Konzentrationskabinetts der außenpolitischen Gefahr wie dem innenpolitischen Bedürfnis auf Zusammenfassung der Kräfte Rechnung zu tragen, versagte sich das System. Es blieb bei den nationalen Loyalitätserklärungen aller Parteiführer und gipfelte im Abschluß eines Burgfriedens. Dadurch hatte das Regime zweifellos einen Prestigegewinn zu verzeichnen. Es hatte nach außen wie nach innen den Weg zwischen den Fronten ohne Entscheidung, den Weg der „goldenen Mitte" beschritten.

In Polen hatte keine Massenbewegung die Einigung der Nation vollzogen, vielmehr hatte sie der Marschall vom Staate her erzwingen zu können geglaubt. Solange er lebte, bedeuteten die Parteien im politischen Leben nichts, als aber Epigonen sein Werk verwalteten, zeigte sich, daß die Parteien in dieser Zeit, vor neue Entscheidungen gestellt, sich zu Trägern moderner Ideologien entwickelt hatten, die ihren Einfluß im Volke behalten hatten und bald vergrößern sollten. Nur aus dieser geschichtlichen Überschau wird die merkwürdige politische Situation der Parteien und Ideen in Polen seit dem Tode des Marschalls Pilsudski überhaupt deutbar.

Ein Regime war hier an der Macht, das unbekümmert im Namen des Marschalls regierte, als ob er noch lebte; aber es besaß keinen Pilsudski mehr, es hatte sich geistig gewandelt, und es konnte sich auf die Dauer nicht gegen das Rad der Zeit stemmen. Es forderte die Aufgabe der absurden Parteidoktrinen, aber es hatte kein Mittel und keine Kraft, das Volk und die Parteien zur Anerkennung seiner Überlegenheit zu veranlassen. Der Kampf ging nicht mehr um die reine Macht und Regierungsgewalt, sondern um den Sieg in der Meinung der Massen.

In der Frage der Außenpolitik zwar hatten sich bereits alle Parteien für die nationaldemokratischen Ziele ausgesprochen, worin sich der im Polentum zu einer Art Mythos gewordene polnisch-

deutsche Gegensatz ausdrückte. In dieser ungeteilten Stimmung enthüllte sich in der polnischen Seele im Tiefsten ein schrankenloser Haß gegen alles Deutsche, der alle Realitäten des Lebens übersah und natürliche Entwicklungen überwucherte und erstickte.

Die Wendung nach dem Osten, die geschichtliche Vergangenheit Polens im Ostraum und auch die Gefahren von Rußland her im Laufe der Geschichte schienen vergessen und einseitig zugunsten nationaldemokratischer Zielsetzungen aufgegeben zu sein. Der maßlose und unbeherrschte Ton der Presse gegen Deutschland sowie großsprecherische und größenwahnsinnige Drohungen auch der seriösesten Zeitungen paßten gut in dieses Bild.

Schien hier hinter der Außenpolitik die einheitliche Front zu stehen, so war auf innenpolitischem Gebiet noch alles in der Schwebe. Hier widerstritten die politischen Anschauungen von der Formung des künftigen Staates, vom Verhältnis zu den fremden Volksgruppen und der Judenfrage und von den wirtschaftlichen und sozialen Nöten oft in den eigenen Reihen der Partei oder führten zuweilen umgekehrt gegnerische Lager einander näher.

Dem Regierungslager standen die Nationale Opposition, die Parteien der eigentlichen Demokratie und die Arbeiter- und Bauernbewegung gegenüber. Ihr Ziel war letztlich nur die Gewinnung der Macht für sich, nicht mehr die Rückkehr zum alten parlamentarischen System.

Der Wandel der Verhältnisse gegenüber den Jahren 1935 bis 1938 kam vielleicht symbolisch am deutlichsten darin zum Ausdruck, daß in dem Augenblick der außenpolitischen Konzentration der Kräfte die Regierung dem Drängen der Opposition auf Rückkehr des verurteilten Bauernführers Witos nach Polen nachgab und der getreueste Anhänger des Marschalls, Oberst Slawek, vom System ausgeschaltet, enttäuscht über die innere und äußere Entwicklung des Staates, nach Abschluß des englisch-polnischen Paktes Selbstmord beging.

Das Schicksal hat Polen der Entscheidung auf innerpolitischem Gebiet enthoben. Es zerbrach an seiner Außenpolitik, die, in romantischen geschichtlichen Erinnerungen befangen, die Realitäten und wirkenden Kräfte des Lebens übersah. Es vergaß seine Stellung und Aufgabe als mitteleuropäische Macht zwischen Ost und West und hielt, obwohl die europäische Ordnung von Versailles längst gefallen war, in immer aggressiverer Weise an den Ideen Dmowskis und einer gegen Deutschland gerichteten Expansionspolitik fest. Bestärkt und unterstützt wurde es hier von den Westmächten, vor allem von England, das Polen als Mittel für seine eigenen Pläne zu gebrauchen verstand.

Das lockende Irrlicht der piastischen Idee über den Odergebieten und der schimmernde Nachglanz der jagiellonischen Krone im Osten Europas sind dem politischen Denken der Polen zum Verhängnis geworden. Ihre suggestive Kraft hat auch durch die bitteren Erfahrungen der Staatenlosigkeit keine Einbuße erfahren, vielmehr hat sie im Zeichen eines überspannten Nationalgefühls die ganze polnische Nation durchdrungen.

Hat in der alten Adelsrepublik die führende Klasse durch rücksichtslosen Egoismus das Erbe der Vergangenheit vertan und keinerlei staatsbildende und -erhaltende Kräfte bewiesen, so hat in dem jüngsten polnischen Staatsgebilde die führende Intelligenz es nicht verstanden, ihr Wollen und ihre Zielsetzungen in ein realpolitisches Verhältnis zu dem wahren Ausmaß ihrer Kräfte zu bringen. Ihr starres Festhalten an vergangenen Wunschbildern und unwirklichen Doktrinen hat folgerichtig zum Untergang des Staates geführt. Die Lehre aus dieser, nunmehr wiederholt bestätigten geschichtlichen Erfahrung muß das polnische Volk selbst ziehen, wenn es in der notwendigen politischen Neuordnung Ostmitteleuropas eine eigene Form seines völkischen Lebens sich erhalten will.

JUDENSTAATSPROJEKTE IN DER POLNISCHEN PUBLIZISTIK DES 19. JAHRHUNDERTS

VON DR. JOSEF SOMMERFELDT, KRAKAU

Der Verlauf der Geschichte der Juden rechtfertigt die Ansicht, daß die Wanderungen ein besonderes Merkmal dieses Volkes sind und auch in Zukunft bleiben werden. Denn kein Volk ist in seiner Geschichte so viel und so weit gewandert wie das jüdische. Aus dieser Tatsache erwuchs im Mittelalter bei den europäischen Völkern der Glaube, daß die Juden wohl verdammt sein müßten, heimat- und ruhelos durch die Welt zu streifen und bis zum Ende der Tage zerstreut unter deß Völkern zu wohnen. Auf einem ewigen Wanderzug durch die Welt sollten sie dafür büßen, dan sie sich an Jesus Christus vergangen hatten, und nach dem Ratschluß Gottes als unaustilgbares Element der Versuchung unter den Völkern wohnen. Und dieser im Mittelalter allgemein verbreitete Glaube schien in jeder neuen Generation insofern seine Bestätigung zu finden, als sich die Völker zwar gegen die Juden in ihrer Mitte bald hier, bald dort zur Wehr setzten und sie zwangen, ihre Wohnsitze und das Feld ihrer Tätigkeit zu verlegen, aber doch nicht imstande waren, sich durch ihre Zusammendrängung auf einen eigenen Siedlungsraum endgültig von ihnen zu befreien.

Gegen diese landläufige Ansicht, daß die Juden zur Zerstreuung und Wanderung in der Welt bis zum Ende der Zeiten prädestiniert seien und daß die arischen Völker sich mit der nomadischen Existenz der Juden abfinden müßten, konnte sich die andere Meinung, daß es möglich sein müßte, durch Gründung eines eigenen Judenstaates die Juden von ihrem Schicksal und damit die übrigen Völker von einer schweren Last zu befreien, nur schwer durchsetzen.

Im jüdischen Volke, vor allem bei den in gedrängter Dichte wohnenden und die messianistischen Hoffnungen pflegenden Ostjuden, war die Sehnsucht nach Palästina und nach Errichtung eines eigenen Judenstaates niemals erloschen und hat immer dann eine merkliche Belebung erfahren, wenn die Juden unter den Abwehrmaßnahmen ihrer Wirtsvölker zu leiden hatten oder wenn mystische Strömungen in ihrem religiösen Leben die Oberhand gewannen. Aber erst spät hat sich diese latente Palästinasehnsucht so verdichtet, daß sie in konkreten Projekten ihren Ausdruck finden konnte. Von einer Behandlung der jüdisch-messianistischen Palästinasehnsucht wird in folgendem abgesehen. Es soll vor allem gezeigt werden, welche Projekte von nichtjüdischer Seite vorgetragen wurden[1]).

Die ersten Projekte für die Gründung eines selbständigen Judenstaats sind aus dem Ende des 17. Jahrhunderts bekannt. Es erscheint ganz natürlich, daß für diese Pläne in erster Linie Palästina in Frage kam. Allein die Anregungen der Franzosen Pierre Jurieux (1686) und Marquis de Langallerie (1714) fanden bei ihren Zeitgenossen genau so wenig Widerhall wie die umfangreichen Projekte, die der Däne Holger Paulli (um 1700) Wilhelm III. von England und Ludwig XIV. vortrug (Gelber, S. 12, 24, 25). Ein Projekt, das ein Anonymus im Jahre 1770 Mendelssohn überreichen ließ, schien diesem erst dann durchführbar, wenn die europäischen Großmächte in einen allgemeinen Krieg verwickelt wären und jede mit sich selbst genug zu tun hätte (Gelber, S. 28). Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Gedanke der Gründung eines Judenstaates in Palästina bereits eine Angelegenheit der hohen Politik. So wurden 1780 die Juden in Livorno von russischer Seite zur Errichtung eines Judenstaates in Palästina aufgemuntert, wovon sich Rußland eine wesentliche Schwächung der Türkei versprach (Gelber, S. 30ff.). Von Napoleon wird erzählt, daß er bei seinem Zug nach Ägypten 1798/99 die Juden Afrikas und Asiens aufgefordert habe, unter seine Fahnen zu treten, damit das alte Jerusalem wiederhergestellt werde (Gelber, 44). 1801 veröffentlichte der in österreichischen Diensten stehende General Fürst de Ligne ein Projekt über die Errichtung eines Judenstaats in Palästina (Gelber, 31). 1818 interessierte sich Zar Alexander für ein ähnliches Projekt des Engländers Lewis Way und stellte es auf dem Kongreß in Aachen zur Diskussion (Gelber, 49ff.). Im gleichen Jahre begann der amerikanische Jude Mordechai Immanuel Noah seine Propaganda für einen Judenstaat in Palästina (Gelber, 62ff.). In den Jahren 1830—1839 warb der in Berlin geborene evangelische Kaufmann Karl Friedrich Gustav Seyfart als „Bevollmächtigter des Königs Siegfried Justus I. von Zion" für einen Judenstaat in Palästina und

[1]) Die wichtigsten in Deutschland, Westeuropa und Amerika bekanntgewordenen Judenstaatsprojekte hat zusammengestellt N. M. Gelber, Zur Vorgeschichte des Zionismus. Judenstaatsprojekte in den Jahren 1695—1845. Wien 1927. Von den polnischen Projekten des 19. Jahrhunderts nennt er nur das von Przezór (Gołuchowski) aus dem Jahre 1854. Außerdem vgl. zur Vorgeschichte des Zionismus auch Jüdisches Lexikon Bd. V, Sp. 1578 ff.

beunruhigte damit die preußischen und österreichischen Polizeistellen (Gelber, S. 92ff.). Einen ganz besonderen Auftrieb erhielt der Gedanke der Gründung eines Judenstaates in Palästina nach der Damaskus-Affäre vom Jahre 1840. Er verschwand seitdem nicht mehr aus der europäischen Publizistik und mündete schließlich in das zur Genüge bekannte Programm des Zionismus ein.

Neben Palästina wurden gelegentlich noch andere Gebiete der Erde genannt, auf denen man Judenstaaten errichten zu können glaubte. So soll Hermann Moritz von Sachsen kurz vor seinem Tode (1750) den Gedanken gehegt haben, in Südamerika einen Judenstaat zu gründen und sich als dessen König ausrufen zu lassen, nachdem seine phantastischen Kolonisationsprojekte auf Madagaskar und auf der Insel Tobago nicht zustande gekommen waren (Gelber, S. 25). 1819 veröffentlichte ein gewisser W. D. Robinson in London eine Broschüre, in der er die Schaffung jüdischer Siedlungen am oberen Mississippi verlangte (Gelber, S. 282). Gleichsam als Probe für die Gründung des in Palästina geplanten Judenstaates versuchte der oben bereits genannte Mordechaí Immanuel Noah 1820 auf der Insel Grand Island am Niagarafluß eine Judenkolonie zu gründen (Gelber, S. 62). 1832 bemühte sich der jüdische Kaufmann Bernhard Behrend aus Rodenberg (Hessen) vergeblich, Rothschild zum Ankauf eines Siedlungsgebiets für deutsche, polnische und italienische Juden in Nordamerika zu bewegen (Gelber, S. 85ff.). 1840 kam unter dem Kryptonym C. L. K. in Berlin eine Broschüre heraus, die den Titel „Neujudäa" trug. Der unbekannte Verfasser hielt für die Gründung eines Judenstaates vor allem die Staaten Missouri, Michigan, Arkansas und Oregon für geeignet (Gelber, S. 176).

Während des Dekabristenaufstands (1825) sind in Rußland zwei Projekte bekanntgeworden, die die Lösung in anderer Richtung suchten. So schlug Pestel vor, den russischen Juden eine militärische Unterstützung gegen die Türken zu gewähren, damit sie sich in Kleinasien ein Stück Land für einen eigenen Staat erobern könnten (Gelber, S. 56ff.). Ein anderer Dekabrist, der getaufte Jude Perez, empfahl für die Kolonisation der Juden ein Territorium in der Krim oder im Nahen Orient (Gelber, 60f.).

Aus dieser Übersicht ersehen wir, wie in vorzionistischer Zeit Palästina die Hauptanziehungskraft besaß, wie man aber auch schon in anderen Richtungen eine Lösung suchte. Während die Juden also im allgemeinen an Palästina festhielten, ließen die Nichtjuden ihre Blicke über die menschenleeren oder menschenarmen Gebiete der Erde schweifen, um in ihnen Platz für einen Judenstaat zu finden.

Nach diesem einführenden Überblick kehren wir zu der in unserem Thema enthaltenen Frage zurück: Welche Projekte für die Gründung eines Judenstaates sind in der polnischen Publizistik bekanntgeworden?

Der polnischen Publizistik vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts waren Judenstaatsprojekte unbekannt. Gewiß findet sich sehr oft die Forderung, man möge die Juden vertreiben. Aber bei diesen Wünschen machte man sich durchaus keine Gedanken darüber, wo die Juden bleiben sollten. So verlangte z. B. Sebastian Sleszkowski, der Arzt des Bischofs Simon Rudnicki von Ermland, in seiner 1621 erschienenen antijüdischen Schrift: „Odkrycie zdrad, zlośliwych ceremoniy usw." die völlige Vertreibung der Juden aus Polen, weil ohne diese Entlastung die Republik nicht werde bestehen können. Aber der einzige Staat, der in jener Zeit Juden aus Polen hätte aufnehmen können, war die Türkei, und dieser die Juden zuzutreiben schien wegen ihrer Kenntnis von Land und Leuten unter militärischen Gesichtspunkten gefährlich, so daß Sleszkowski seinen Vorschlag der Ausweisung der Juden zurücknahm und sie lieber als Ackersleute in Polen angesiedelt wissen wollte.

Die polnische Publizistik jener Zeit beschäftigte sich vorwiegend mit der Aufzählung von Beispielen für die Schädlichkeit der jüdischen Tätigkeit und vermochte sich zu konkreten Projekten nicht aufzuraffen. In einer 1766 erschienenen, dem Könige gewidmeten Broschüre „Zdrada odkryta, obluda zawstydzona usw." meinte der unbekannte Verfasser, daß eine Vertreibung der Juden gar keine angemessene Strafe für die Verwüstung des Staates wäre, und verlangte vielmehr äußerste Ausnützung der jüdischen Arbeitskraft für seinen Wiederaufbau.

Auch die polnische Publizistik zur Zeit des großen Reformreichstags, die der brennenden Judenfrage großes Interesse entgegenbrachte, wollte von einer Aussiedlung der Juden nichts wissen. So erklärte ein Redner 1789 auf dem polnischen Reichstag: „Wenn es gewiß ist, daß die Bevölkerung des Landes dieses stark und reich macht, so ist es schwer zu bestreiten, daß die Entblößung

des Staates von Menschen das gleiche bedeutet, wie ihn dem Untergang aussetzen. Heutigentags stellen die Politiker fest, daß Spanien durch die Vertreibung der Mauren, Frankreich durch die der Hugenotten viel verloren, dagegen Holland und Preußen aus dem fremden Fehler viel Nutzen gezogen haben. Und Polen bedauert bis heute, daß es davon keinen Gebrauch machen wollte[2])." Auf dem Wege einer Reform hoffte man, die Juden zu produktiven Bürgern machen zu können. Die gleiche Ansicht vertrat auch W. Surowiecki[3]) in seiner 1810 erschienenen Untersuchung über den Verfall des Gewerbes und der Städte in Polen. Er stellte ausdrücklich fest, daß eine Emigration der Juden für Polen einen großen Verlust bedeuten würde.

Erst nach den großen napoleonischen Kriegen wurde die Notwendigkeit einer geordneten Judenauswanderung in Polen ernsthaft erwogen. Zwar konnte man sich auch jetzt noch nicht von den aufklärerischen Reformplänen trennen; aber man versuchte schon, den Emigrationsgedanken mit dem Reformgedanken zu verbinden. So empfahl 1818 die Broschüre eines unbekannten Verfassers[4]) die Aussiedlung eines großen Teiles der polnischen Juden als Vorbedingung für das Gelingen jeglicher Reform. Er richtete seine Blicke auf das „Brudervolk der Russen", war aber im Zweifel, ob dieses die gesamte Judenmenge Kongreßpolens (nach der unvollkommenen Statistik 300000, nach der Schätzung des Verfassers 600000) aufzunehmen bereit sei. Eine Beschleunigung der Emigration schien ihm einzig vom Zaren abzuhängen. Würde Rußland die Abnahme eines beträchtlichen Kontingents von Juden verweigern, so glaubte der Verfasser, zugleich die Hoffnung aufgeben zu müssen, die Juden zu guten Bürgern zu machen. Allerdings schien auch die Emigration der Juden in Anbetracht der damit verbundenen Kapitalabwanderung dem Verfasser nicht unbedenklich zu sein. Ein anderer unbekannter Autor[5]) hielt im gleichen Jahre für die beste Lösung, den Juden ein eigenes Territorium anzuweisen und einen eigenen Staat zu errichten; es brauchte nicht unbedingt das wenig fruchtbare Gebiet am Jordan zu sein.

Während die beiden angeführten Broschüren aus dem Jahre 1818 die Möglichkeit einer umfangreichen Judenemigration und der Gründung eines Judenstaates erst andeuteten, trat ein dritter Autor[6]) bereits mit einem ganz konkreten und spezifizierten Vorschlag an die Öffentlichkeit. Im Gegensatz zu der zeitgenössischen Überzeugung von der Bildungsfähigkeit der Juden verfocht Krasiński die Auffassung, daß weder die Erziehung noch die Taufe das Wesen eines Juden zu ändern vermöge. In seinen Augen waren die Juden eine Plage, die der Himmel ohne Zweifel im Zorn auf Polen herabgesandt habe. Er glaubte aus den Erfahrungen des 800jährigen Zusammenlebens von Polen und Juden und besonders aus den letzten 50 Jahren, die mit Reformversuchen angefüllt waren, die Lehre ziehen zu müssen, daß eine „Verbesserung" der Juden überhaupt unmöglich sei. Nur ein „chirurgischer Eingriff", die radikale Trennung der Juden von den Nichtjuden, schien ihm die Voraussetzung für eine künftige Blüte Polens und für die Umformung der Juden zu guten Menschen und ehrlichen Bürgern zu enthalten. „Die Verfassung bietet den Bewohnern dieser Erde ohne Rücksicht auf Glauben, Stand und Beruf des einzelnen alle Freiheiten; aber die Verfassung gewährleistet auch Frieden, Sicherheit und die Integrität des Volkes. Es geht jetzt darum: wen opfern? — die Juden für die Christen oder die Christen für die Juden — die Menschen, die seit undenklichen Zeiten diese Erde bewohnen, oder jenes Volk, das unaufhörlich in der Welt umherzieht. Und wenn in den Augen eines Kosmopoliten eine derartige Frage gleichgültig sein könnte, so geht es noch darum, ob 300000 Menschen für 3 Millionen oder 3 Millionen für 300000 geopfert werden sollen (S. 11)."

---

[2]) K. Chromiński, Wyłuszczenie praw żydów w Warszawie. 1789.
[3]) W. Surowiecki, O upadku przemysłu i miast w Polszcze. Warsch. 1810, S. 232.
[4]) J. G., O żydach. Warsch. 1818, S. 7ff.
[5]) Żyd nie żyd? Odpowiedź na głos ludu izraelskiego. Warsch. 1818, S. 17.
[6]) Wincenty Korwyn Krasiński, Sposób na żydów czyli Srodki niezawodne zrobienia z nich ludzi uczciwych i dobrych obywateli. 1818.

Die wirksamste und nachhaltigste Verwirklichung der Forderung einer radikalen Trennung der Juden von den Nichtjuden sah Krasiński in der jüdischen Emigration. Wohin sollte sich aber das jüdische Volk wenden? Wo konnte es fruchtbaren Boden für seinen Staat finden? Wer sollte die Unkosten für die Aussiedlung tragen? Wer würde Saatgut, Geräte und Vieh für das neue jüdische Siedlungsgebiet liefern? Auch Krasiński erwartete die Hilfe von Zar Alexander, der den Juden „an den Grenzen der großen Tartarei oder woanders in den südlichen Teilen seines weiten Staats ein Stück Land zuweisen sollte, das ihnen erlauben würde, bequem zu leben und bequem ihren Stamm zu vermehren (S. 13)."

Nach den Berechnungen der Statistiker sollten damals gegen 300000 Juden in Kongreßpolen leben. Krasiński war nun der Meinung, daß, wenn eine Armee von 300000 Mann mit Munition, Lazaretten und der gesamten Bagage 6,8 und mehr Monate lange Feldzüge machen könne, es auch möglich sein müsse, eine gleiche Zahl von Juden einen Marsch von achtmonatiger oder längerer Dauer machen zu lassen. Sie sollten dazu in 300 Kolonnen zu je 1000 Menschen aufgeteilt und auf drei parallelen Marschrouten, Kolonne hinter Kolonne mit je einem Tag Abstand, in Marsch gesetzt werden und täglich, um die Kräfte zu schonen, nur 2 Meilen zurücklegen. Noch 1818 sollten an den Marschrouten Magazine angelegt werden, damit der Auszug der Juden gleich nach dem Passahfest des Jahres 1819 beginnen könne. Alle Auswanderer sollten aus den Magazinen verpflegt werden. Für die Aufrechterhaltung der Marschordnung unter den Juden empfahl Krasiński die Bildung einer jüdischen Miliz; die oberste Leitung jeder Auswandererkolonne wollte er aber in die Hände eines Nichtjuden gelegt wissen. Juden, die sich nach Beendigung der Aussiedlung auf polnischem Boden zeigen würden, sollten deportiert und für ewige Zeiten des Landes verwiesen werden.

Für einen reibungslosen Ablauf der Auswanderung und der Ansiedlung der Juden erachtete Krasiński für nötig, an den Ufern des Dnjepr große Getreidespeicher anzulegen, aus denen die Etappenmagazine mit Brotgetreide und die geplante Judenkolonie mit Saatgut versorgt werden könne. Die Unkosten für die Vorbereitung und Durchführung der Aussiedlung müßten aus dem Ertrag des jüdischen Immobilienbesitzes und aus den jüdischen hypothekarischen Forderungen gedeckt werden, die an die Regierung fallen sollten. Einen Anspruch auf Landzuweisung billigte Krasiński nur den Juden zu, die ihre Forderungen an die Regierung abtreten würden. Die übrigen wohlhabenden und die armen Juden sollten bei ihren reichen Rassegenossen im Frondienst arbeiten oder von ihnen Boden für das Geld kaufen, das sie mitbringen würden. Handel und Handwerk würden sich ohne Schwierigkeit entfalten; das notwendige Inventar sollte aus Rotrußland geliefert werden.

Von der Zusammensiedlung der Juden erhoffte Krasiński für die Juden selbst, für Rußland und für Polen die wohltätigsten Wirkungen. Bei den Juden glaubte er eine wesentliche Besserung ihrer Moral erwarten zu können. Dem russischen Fiskus dagegen rechnete er greifbarere Vorteile vor. Die wichtigsten waren, daß die Juden von Gebieten, die bis dahin öde und wertlos gewesen seien, einen Grundzins zahlen und wie die Kosaken und Tataren im Kriegsfall Truppenkontingente stellen müßten. „Mit einem Wort: aus Hornissen, die den durch fremden Fleiß erzeugten Honig fressen, würden arbeitsame Bienen werden, und sie würden sozusagen einen völlig neuen Bienenkorb bilden (S. 18)."

Für Kongreßpolen erwartete Krasiński von dem „chirurgischen Eingriff" am Anfang keine günstige Wirkung, sondern rechnete mit einer Schwächung seiner wirtschaftlichen Kraft, da die Kleinstädte den größten Teil ihrer Bewohner und die Wirtschaft viel Kapital verlieren würde. Aber die Befreiung von dem „Krebs, der seit undenklichen Zeiten unaufhörlich in der Brust nagt (S. 19)", würde den polnischen Staat bald aufblühen lassen. „In allen Ländern, in denen nur

ein Bedürfnis nach Arbeitskräften eintritt und die Möglichkeit besteht, diesen einen Unterhalt zu gewähren, verdoppelt sich die Bevölkerung innerhalb 15 Jahren. Geben wir nur zu essen, liefern wir nur Brot, und wir können sicher sein, daß sich ganze Scharen einfinden werden! Die Eheschließungen würden durch die erleichterte Möglichkeit zur Aufzucht der Kinder angeregt, und die Fremden würden infolge des leichten und ungehinderten Gewinns in kurzer Zeit eine Bevölkerung heranführen, die vielleicht größer wäre, als die tatsächlichen Bedürfnisse unserer gegenwärtigen Zivilisation sie erfordern (S. 20)."

Zusammenfassend stellte Krasiński die Polen vor die Alternative: „Entweder werden wir die Juden los, oder die Juden verderben vollständig den Charakter der Einwohner (S. 22)." Und er rief seinen Landsleuten zu: „Beeilen wir uns, solange noch die öffentliche Meinung hinter uns steht, nutzen wir die Frist, die uns noch gegeben ist! Denn wenn wir diese letzte und vielleicht einzige Möglichkeit vorbeigehen lassen, so wird der jüdische Einfluß in kurzer Zeit die Oberhand gewinnen, wird es bald schon zu spät sein (S. 23)!"

Die genannten Projekte zur Gründung eines Judenstaates in Südrußland können allerdings wohl kaum als originale Konzeptionen der polnischen Autoren angesprochen werden, sondern sind offenbar durch die Bemühungen der russischen Regierung um Schaffung von Judenkolonien in den Provinzen nördlich des Schwarzen Meeres, in den sogenannten neurussischen Gebieten, angeregt worden[7]). Aber während in der russischen Politik nur von geschlossenen Kolonien die Rede war, dachten die Autoren der oben angeführten Projekte offenbar an die Schaffung eines Judenstaates oder eines staatsähnlichen Siedlungsgebietes für Juden.

Die drei oben behandelten Broschüren aus dem Jahre 1818 haben jedoch keinen nachweisbaren Widerhall gefunden. Die Jahre 1818 bis 1820 brachten in der polnischen Publizistik eine Hochflut von Traktätchen über die Judenfrage, die mit mehr oder weniger Geschick, Tiefe, Fanatismus oder Zurückhaltung die alten, in ganz Europa seit etwa 1780 gläubig propagierten und in einigen Staaten in der Praxis versuchten Reformvorschläge wiederholten. In dieser Hochflut gingen die Forderungen nach Gründung eines eigenen Judenwohngebiets in Südrußland ungehört und undiskutiert unter.

Der Aufstand von 1830/31 leitete auch im Verhältnis der polnischen Intelligenz zur Judenfrage eine Wandlung ein. Hatte man bisher von einer Reform der Juden gesprochen, sich als den stärkeren, überlegenen Teil gefühlt, so begann man jetzt um die Hilfe der Juden zu werben. Um die Bundesgenossenschaft des jüdischen Kapitals im Kampf um die Wiederherstellung Polens zu gewinnen, war den polnischen Emigranten in Frankreich jedes Mittel recht und keine Erniedrigung zu tief. Sie betrachteten es nicht nur als eine Ehre zu betonen, daß das Schicksal des polnischen und des jüdischen Volkes eine große Ähnlichkeit besitze, weil beide ihren Staat verloren hätten; sie versprachen den Juden nicht nur völlige Gleichberechtigung in der zu errichtenden polnischen Demokratie, sondern sagten ihnen auch vollste Unterstützung zu, falls die Juden eines Tages daran dächten, ihren Staat in Palästina wieder aufzurichten. So heißt es z. B. in dem bekannten, von Lelewel in Paris verfaßten „Aufruf des Nationalkomitees an das israelitische Volk" vom 3. Oktober 1832: Die Augen der Juden seien nach Palästina gerichtet, und sie sehnten sich nach der Wiedererrichtung des Judenstaates. „Ihr würdet gerne wünschen, daß euch jemand dazu verhelfen möge, daß euch alle helfen mögen. Die Polen, unter denen ihr auf ihrem Boden in großer Zahl wohnt, verhülfen euch gerne dazu, wenn es von ihnen abhinge; sie werden euch helfen, wenn ihre Stunde kommt[8])."

---

[7]) Vgl. R. Maurach, Russische Judenpolitik. Berlin-Leipzig-Wien 1939, S. 165 f., 249 f.
[8]) Lelewel, Odezwa komitetu narodowego do ludu izraelskiego, in: Mowy i pisma polityczne. Posen 1864, S. 143ff.

Ähnliche Gedankengänge enthielt die 1837 in Brüssel erschienene Proklamation des französischen Republikaners Louis Godefroy Cavaignac an die polnischen Juden. Diese wurden darin aufgefordert, die Polen bei der Wiederherstellung ihres Vaterlandes zu unterstützen. Völlige Gleichberechtigung im zukünftigen Polen und die polnische Hilfe bei der Wiedergewinnung Palästinas wurden ihnen als Lohn zugesichert[9]).

Ein dritter Publizist aus dem Pariser Emigrantenkreis, Wł. Gadon, sprach sich entschieden gegen eine Ausweisung oder Vertreibung der Juden aus Polen aus, weil er darin eine Ungerechtigkeit, einen finanziellen Verlust und eine Schwächung des Staates sah. Allerdings befürwortete er die Umsiedlung von einem Zehntel der polnischen Judenschaft, und zwar der Ärmsten, nach Rußland, damit sie in den dortigen Fabriken Arbeit fänden[10]).

So geriet die 1818 ausgesprochene Überzeugung von der Notwendigkeit einer Aussiedlung der Juden als Voraussetzung einer wirtschaftlichen und sozialen Gesundung des polnischen Staates in der polnischen Emigration fast in Vergessenheit, und die zunächst noch utopischen, aber im Kerne gesunden und zukunftsträchtigen Vorschläge wurden erstickt von der Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" In Kongreßpolen aber tauchte der 1818 vorgetragene Plan einer Aussiedlung der polnischen Juden nach Südrußland noch einmal auf. Wie aus der Vorrede einer im Jahre 1854 in Posen anonym erschienenen Broschüre[11]) hervorgeht, wurde dieses Projekt 1841 in einer Redaktionssitzung der Zeitschrift „Biblioteka Warszawska" vorgetragen, konnte aber infolge der Zensurverhältnisse damals nicht gedruckt werden. Erst als im Jahre 1854 der polnische Philosoph Józef Gołuchowski unter einem Decknamen[12]) in Leipzig eine umfangreiche Schrift über die Judenfrage veröffentlichte, in der die Aussiedlung nach Rußland im Mittelpunkt stand, wurde das Projekt des Anonymus aus dem Jahre 1841 mit dem Anspruch auf Priorität in Posen durch den Druck bekanntgemacht.

Der Anonymus (1841) ging in seinem Projekt von der Feststellung aus, daß alle Bemühungen um Hebung der wirtschaftlichen Lage des Königreichs Polen illusorisch bleiben müßten, solange die Städte mit Juden angefüllt seien. Alle Diskussionen über die Umgestaltung dieses Volkes inmitten der europäischen Völkergemeinschaft seien nur Träume, müßige Versuche, deren Erfolglosigkeit durch eine 2000jährige Geschichte erhärtet sei. „Wie es im menschlichen Körper Krankheiten gibt, die sich nur durch Amputation des schmerzenden Teiles heilen lassen, so gibt es nach meiner Meinung auch gegen die Schädlichkeit der Juden in unserem Lande und zur Besserung ihres eigenen Loses nur ein einziges Mittel: die schubweise, aber unaufhörliche Entfernung der Juden aus unserer Mitte in eine entlegene, öde Gegend, damit sie dort ein abgesondertes Judenland bilden, mit allen Attributen eines solchen, politisch und religiös verwaltet von ihren Bekennern, unter der Oberhoheit der Behörde des Landes, in dem diese Gegend liegt (S. 15)." Rußland schien dem Verfasser für die Verwirklichung des Projekts die besten Voraussetzungen zu besitzen, weil es in seinen Grenzen einerseits die größte Judenmenge beherberge, andererseits viel unbewohntes Land mit bestem Klima besitze. Allerdings hielt der Verfasser des Projekts eine Frist von 50 Jahren für nötig. Jährlich sollten einige zehntausend der ärmsten Juden ausgesiedelt werden. Wie schon Krasiński, zitiert auch er das Beispiel von den Bewegungen mächtiger Armeen als Beweis, daß sich große Menschenmassen tatsächlich über weite Räume bewegen lassen. Den Gedanken, daß das in einem eigenen Staate organisierte Judentum den andern Völkern dereinst im Kampfe gefährlich werden könnte, bezeichnete der anonyme Verfasser als absurd. Er war von der historischen Notwendigkeit seines Planes aufs tiefste überzeugt: „Die täglich

[9]) Vgl. Gelber, S. 290, Anm. 58.
[10]) Wł. Gadon, Zbiór ustaw i obrzędów, wymagających najrychlejszej reformy Izraelitów osiadłych w prowincyach do Polski należących. Paris 1835, S. 44.
[11]) O reformie żydów. Projekt podany 1841. Posen 1854.
[12]) Klemens Przezór (d. i. Józef Gołuchowski), Kwestya reformy żydów. Leipzig 1854.

wachsende Notwendigkeit wird seine Anwendung mit Sicherheit herbeiführen, und früher oder später wird die Errichtung eines besonderen Judenstaates an den Ufern des Kaspisees, des Irtisch und des Schwarzen Meeres — mit allen Attributen einer eigenen Verwaltung, eigener Gerichtsbarkeit und Religionsübung und mit Standesprivilegien — innerhalb weniger Jahre zur Folge haben, daß das Volk Israel aus der ganzen Welt in das neue Vaterland eilen wird (S. 29)."

Gołuchowski (Przezór), der als Schüler Schellings an der Wilnaer Universität schon in jungen Jahren Aufsehen erregt, sich aber später auf sein Landgut zurückgezogen hatte, war von der Besserungsfähigkeit der Juden überzeugt. Das Mißlingen aller bisherigen Versuche erklärte er nicht aus dem Wesen der Juden, sondern aus der mangelhaften Eignung der angewandten Reformmittel. Von der Feststellung ausgehend, daß die negativen Eigenschaften des jüdischen Charakters sich nur gegenüber Nichtjuden offenbarten, kam er zu der Folgerung, daß die Separierung der Juden und die Unterbindung der Möglichkeit jeglichen Umgangs mit den Nichtjuden die einzigen Mittel zu ihrer moralischen Wiedergeburt seien. Diese Wiedergeburt herbeizuführen hielt Goluchowski für die Pflicht aller Völker. Das einfachste Mittel zur Erreichung dieses Zieles sah er in der Gründung eines eigenen Judenstaates. Rußland sollte diese Aufgabe, deren Erfüllung eine weltgeschichtliche Wende erwarten ließ, übernehmen. „Die Umgestaltung der Juden ist eine Aufgabe von großer Bedeutung, gerade auch für Rußland. Wenn Polen den Juden Brot, Ruhe und Schutz vor der Tyrannei gab, so hat Rußland die Möglichkeit, mehr zu tun; denn es kann ihnen ein Vaterland geben (S. 52)."

Mit Sorge verfolgte Gołuchowski den Zuwachs der jüdischen Bevölkerung in Kongreßpolen, und für die Zukunft schien ihm eine Katastrophe gewaltigen Ausmaßes zu drohen, wenn keine rechtzeitige Entspannung kam. Er prophezeite: „Das Verbot der Einwanderung der Juden in das Innere Rußlands kann nicht lange bestehenbleiben; es wird früher oder später unter dem Einfluß der Zivilisation und des Goldes zusammenbrechen, und dann werden die Massen der Juden aus den polnischen Provinzen herausquellen, werden in eine bis dahin gesunde, starke und mächtige Gesellschaft ein Element der Desorganisation hineintragen und sie in ihren Grundlagen selbst verrenken (S. 53)." Für Polen und Rußland könne die Befreiung von den Juden, die jetzt als faulender Kadaver die Wirtsvölker vergifteten, leicht zu spät sein.

Welches waren nun die konkreten Vorschläge Goluchowskis? Sie unterschieden sich in den Grundzügen wenig von jenen Krasińskis und dem anonymen Projekt von 1841. Rußland, das auf seiner Fläche mit Leichtigkeit eine zehnmal größere Bevölkerung ernähren könne, solle den Juden einige tausend Quadratmeilen öden, aber fruchtbaren Bodens zur Gründung einer eigenen Provinz einräumen. Der Boden werde dadurch im Wert steigen, der russische Handel gewinnen. Die neue Judenprovinz würde die Juden aus aller Welt herbeiziehen, „und so würde Rußland auf einmal einige Millionen Einwohner und mit ihnen eine Fülle von Reichtümern und Milliarden an Kapital gewinnen (S. 54)". Das gute Ergebnis der Übersiedlung vieler Millionen von Europäern nach Amerika und Australien verleitete Goluchowski, von einer Zusammensiedlung der Juden in einen eigenen Staat eine gleiche günstige Wirkung zu erwarten.

Die Judenprovinz sollte einen integrierenden Bestandteil Rußlands bilden; aber in ihr sollten die russischen Judengesetze nicht gelten, sondern die völlige Emanzipation durchgeführt werden. Jüdische Beamte sollten die Judenprovinz verwalten und der Zentralregierung verantwortlich sein. Die Vorteile, die Gołuchowski für die einzelnen Parteien herauskonstruierte, waren die gleichen wie bei dem Anonymus von 1841. Für Polen rechnete er bezeichnenderweise mit einem gewaltigen Rückgang der Betrugsverbrechen. „Die Entfernung der Juden aus Polen würde demnach auch noch das Ergebnis haben, daß das Budget des Landes eine viel kleinere Summe

als bisher für die Unterhaltung von Gefängnissen für Betrüger und Verbrecher verschlingen würde. Und so würde der Fiskus gleichzeitig an der Steigerung der Einkünfte und der Verringerung der Ausgaben gewinnen (S. 59)."

Von seiten der Juden erwartete Gołuchowski eine begeisterte Aufnahme seines Plans. Ein besonderer Anreiz sollte für sie darin bestehen, daß man ihnen für den Fall der Ansiedlung in der Judenprovinz eine langjährige Befreiung vom Wehrdienst und Steuererleichterung gewähre. Und Goluchowski schloß sein Projekt in der Überzeugung, daß sich Rußland mit der Eröffnung einer Judenprovinz ein ewiges Denkmal in der Geschichte der Menschheit errichten würde. „Einem so gewaltigen Werk könnte kein anderer Staat die Waage halten. Rußland würde durch das moralische Ansehen stärker werden und die Sympathie und die Bewunderung der Völker erwerben (S. 66)."

Dieses Judenstaatsprojekt Gołuchowskis ist unseres Wissens das letzte, das die Verwirklichung des utopisch-kühnen Gedankens von Rußland erwartete. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigte nämlich allzu deutlich, daß Rußland die Lösung seiner Judenfrage in einer anderen Richtung suchte und daß die Juden nicht geneigt waren, bei der Wahl ihres künftigen Wohnsitzes passiv zuzuschauen. Auch verschoben sich in diesen Jahrzehnten die weltpolitischen Machtverhältnisse so offensichtlich zugunsten der Juden, daß es der polnischen Publizistik um 1863 eher geraten erschien, auf dem Wege einer „Verbrüderung" mit den Juden auf polnischem Boden einen Ausgleich zu suchen, wenn nicht gar ihre völlige „Assimilation" zu erstreben, statt von einer Aussiedlung des immer mächtiger und gefährlicher werdenden Elements zu träumen. In den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts brach aber auch die Illusion der Möglichkeit einer Verbrüderung zusammen und machte einer nüchternen Betrachtung Platz, die die Erlösung von den Juden nicht von einem „chirurgischen Eingriff" erhoffte, sondern zäh und verbissen die eigenen Kräfte zur Verteidigung und zum Boykott sammelte, der eine weitere Ausdehnung des Gegners verhindern sollte.

Die besorgte, pessimistische Stimmung jener Jahre spiegelt sich am besten in einer Broschüre Julian Kominkowskis aus dem Jahre 1880 wider[13]). Er hielt eine Rückkehr der Juden in ihr Ursprungsland aus politischen Gründen für unwahrscheinlich. Auch glaubte er, wie es schon die Menschen früherer Jahrhunderte allgemein getan hatten, daß die Zerstreuung der Juden über die ganze Erde auf einem Ratschluß Gottes beruhe und deshalb nicht aufgehoben werden könne. Auch würde es dem Willen Gottes widersprechen, wenn man die Juden zwingen wollte, in den andern Völkern aufzugehen, weil jedes Volk die Pflicht habe weiterzubestehen. Kominkowski hielt die Verjudung Polens für unabänderlich. Er rief zwar seine Landsleute zum Widerstand, zum Boykott und zur Mobilisierung der eigenen Kräfte auf; aber er erwartete davon nicht ein Hinausdrängen der Juden aus dem Lande, sah darin nicht die Vorstufe einer großen Aussiedlung, sondern erblickte darin nur die Möglichkeit, das Leben seines eigenen Volkes zu verlängern. „Sie vertreiben oder sie taufen können wir nicht, und wenn wir es auch könnten, dann täten wir es nicht. Also was, so fragen wir uns erneut, hilft da? Was ändert die Verhältnisse? Nichts, ganz und gar nichts, absolut nichts, nichts und nichts! Sie müssen zerstreut sein: sie müssen in Polen bleiben; sie müssen sich entwickeln und sich vermehren, immer mehr, während wir in den verschiedenen Kriegen umkommen. Sie müssen uns absorbieren; sie müssen uns zernagen wie der Wurm den Baum; sie müssen uns zum Schluß auffressen, hinunterschlucken, verdauen. Denn Gott will es so, und erst dann, wenn es uns nicht mehr geben wird, können sie, so Gott will, zugrunde gehen (S. 9f.)."

---

[13]) Juljan Kominkowski, Prawdy i nieprawdy (Kwestya żydowska). Krak. 1880.

Während also die urteilsfähigen Männer des polnischen Volkes in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Entwicklung der Judenfrage mit tiefem Pessimismus verfolgten und die weniger verantwortlich denkenden Kreise der Intelligenz im Fahrwasser der Juden eifrig die Notwendigkeit einer Assimilation verfochten, während die Kirche mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln den Boykott propagierte und organisierte, erhielt der Gedanke der Judenaussiedlung und der Judenstaatsgründung ganz unerwartet von seiten der Juden zwei neue Impulse. Die 1881 einsetzende starke Auswanderung der Juden nach Amerika und der Zionismus mit seinen Palästinaplänen gaben den alten Wünschen neuen Auftrieb und den Pläneschmieden neue Anregungen.

Die Rußlandprojekte tauchten nicht mehr auf. An Stelle des mächtigen Nachbarn im Osten traten Nord- und Südamerika, denen man nun alle günstigen Voraussetzungen für die Bildung eines Judenstaates zuschrieb. So erschien im Jahre 1887 in Kolomea unter einem Decknamen[14]) ein 97 Seiten langes Judenstaatsprojekt, das Coelestin Zyblikiewicz aus Czernelica am Dnjestr (Galizien) zum Verfasser hatte, einen Sonderling und Weltverbesserer, der in der Ausarbeitung von Vorschlägen für die Schaffung eines dauernden Weltfriedens seinen Lebensinhalt gefunden zu haben schien. In der Vorrede seines Projektes, für das der Verfasser bei der 1840 in Berlin herausgekommenen Broschüre „Neujudäa" (siehe oben!) manche Anleihe gemacht haben dürfte, führte Zyblikiewicz aus, die Ausweisung der Polen aus Preußen und der Deutschen aus Rußland habe ihn zu der Überzeugung gebracht, daß die europäischen Großmächte, als Vorbereitung für eine endgültige Regelung der sich immer mehr zuspitzenden sozialen Frage, die fremden Elemente aus ihren Grenzen zu entfernen suchten. Bei der Unbeliebtheit der Juden und ihrer offensichtlichen Schädlichkeit müßten auch sie bald an die Reihe kommen. Die antijüdischen Strömungen in den europäischen Staaten (Rußland, Ungarn, Deutschland, Rumänien und sogar im republikanischen Frankreich) betrachtete der Verfasser nur als Vorboten einer drohenden Katastrophe. Seiner Meinung nach ließ sich die sogenannte „soziale Frage" in Europa nur in der Weise lösen, daß ein bestimmter Teil der europäischen Bevölkerung, d. h. der Nichtjuden oder der Juden, auswandere, und zwar über den Ozean, wo es um vieles geräumiger sei als in dem übervölkerten Europa. Weil die nichtjüdische Bevölkerung bereits ein bedeutendes Auswandererkontingent an die überseeischen Länder abgegeben habe, so sei die Forderung recht und billig, daß jetzt die Juden ein Ansiedlerkontingent über den Ozean schickten oder Europa ganz und gar verließen, um sich in Amerika eine neue Heimat aufzubauen. Palästina komme, solange es unter türkischer Herrschaft stehe, als Judenstaat nicht in Frage. Dagegen besäßen die USA alle Voraussetzungen, um 7 bis 8 Millionen Juden von der ganzen Erde in einem besonderen Judenstaat aufzunehmen. Die ersten Verhandlungen sollten von den jüdischen Geldfamilien der Rothschild, Montefiore und Hirsch geführt werden.

Am geeignetsten für einen Judenstaat schienen dem Verfasser die Gefilde an den Ufern der Flüsse Nebraska, Kansas und Arkansas zu sein, und zwar in den Ebenen am Fuße der Berge und an den Abhängen, wo Weizen, Mais, Wein und honigreiche Gräser in üppigem Wuchs gedeihen, wo sich saftige Viehweiden dehnen, die Flüsse schmackhafte Fische bergen und das Klima in seinem Durchschnitt dem Italiens und Ungarns gleicht.

Für die Umsiedlung hielt Zyblikiewicz einen Zeitraum von 20 Jahren für notwendig. Alle 5 Jahre sollten je 25% der Juden unter der Aufsicht des europäischen Staates, in dem sie wohnten, Europa verlassen. „Und da die Herren Gründer des zukünftigen Judäa Milliarden besitzen, so kann es ihnen nicht schwerfallen, so ein Heimatland zu schaffen, daß die Touristen, von Neugier gepackt, aus den andern Teilen der Welt angefahren kommen, um das jüdische Land zu sehen und es voll Bewunderung zu verlassen (S. 19)."

[14]) C. Omega (d. i. Coelestin Zyblikiewicz), Nowa Judea, czy praktyczne załatwienie kwestyi żydowskiej. Kolomea. 1887.

Der neue Judenstaat sollte in jeder Beziehung musterhaft sein. „Um der angeborenen Unsauberkeit der polnischen Juden, die sich dadurch eine Art Weltruhm erworben haben, nach ihrer Ansiedlung in der neuen Heimat einen Damm zu setzen, sollen alle Übertretungen gegen die Sauberkeitsvorschriften im und am Hause sowie an der eigenen Person gesetzlich verboten und mit Strafen belegt werden (S. 19)." Als Minimum für eine jüdische Farm bezeichnete der Verfasser 40 Morgen Ackerland, 10 Morgen Weide und 10 Morgen Wald. Das jüdische Proletariat sollte in diesem utopischen Plane das Bauerntum, der wohlhabendere Teil der Bevölkerung jedoch die Stadtbevölkerung bilden. Und da die amerikanischen Städte ein immenses Wachstumstempo zeigten, glaubte Zyblikiewicz folgern zu können, „daß die Juden, wenn sie nach Amerika übersiedelten, in zwanzig Jahren schon eine Hauptstadt haben könnten, die zwei oder dreimal so groß ist wie Lemberg, und mehrere solcher Städte wie Kolomea, Stanislau, Tarnow und Reichshof (S. 26)."

Auch Zyblikiewicz schrieb seinem Projekt eine so starke Anziehungskraft zu, daß er dem Judenstaat bereits nach 20 Jahren eine hohe Blüte und eine zentrale Bedeutung in der Weltwirtschaft und im Weltverkehr glaubte prophezeien zu können. Eine Zerstreuung der Juden über die anderen nordamerikanischen Staaten und eine Ausbeutung der Nichtjuden wie in Europa hielt Zyblikiewicz für ausgeschlossen. „Denn die Amerikaner würden sie mit ihrer Intelligenz zerdrücken und sogar aus dem Lande jagen, als Schmarotzer, die von der Arbeit anderer leben wollten (S. 28)." Dagegen verhieß er den Juden eine beherrschende Rolle im Wirtschaftsverkehr des Pazifik. „Im Westen Amerikas in der Nähe des Stillen Ozeans oder unmittelbar am Ozean ansässig, stände den Juden der Seehandel mit Japan, China, mit den Sundainseln und Ostindien offen, d. h. mit den reichsten Ländern der Erde, und nach dem Durchstich der Landenge von Panama könnten sie längs den Küsten Amerikas und sogar nach Europa Handel treiben. Das goldreiche Kalifornien wäre ebenfalls nicht weit von ihrer Heimat. Somit hätte das jüdische Volk als Ersatz für die Wohnhöhlen, die Verachtung und die Verfolgungen in der Alten Welt ein eigenes Land und ein eigenes Recht, eigene Sitte und eigenen Brauch, Ansehen bei allen andern Völkern, einen fruchtbaren Boden, Land- und Seehandel und unweit ein goldreiches Land (S. 28)."

Im ganzen sollten 4500 Gemeinden angelegt werden, auf jeweils 10 ein Marktflecken, auf jeweils 50 eine Kreisstadt und auf je 200 eine Bezirksstadt. Für den Ausbau der Gemeinden, Verkehrsverbindungen und die Entwicklung der Landwirtschaft machte Zyblikiewicz ausführliche Vorschläge. Als Erwerb sollte Viehzucht und Milchwirtschaft im Vordergrund stehen und Neu-Judäa in Nordamerika eine ähnliche Rolle spielen wie die Schweiz, Holland oder Norditalien in Europa. Absatz für ihre Milch- und Fleischerzeugnisse würden die Juden in Amerika und Europa, aber auch in Japan und in den chinesischen Hafenstädten finden.

Welchen Nutzen erwartete Zyblikiewicz für die Völker Europas und für die Juden von der Verwirklichung seines Projektes? Als wichtigsten Erfolg eine wesentliche Entspannung der „sozialen Frage", weil das unzufriedene Proletariat die einträglichen Positionen der Juden in Handel, Industrie, Zeitungswesen und in den anderen Berufen einnehmen könnte. Eine Besserung der Verdienstmöglichkeit würde frühere Heiraten bewirken und die Sittlichkeit heben. Außerdem würde Europa mit den Juden das stärkste demoralisierende Element verlieren und die Kriminalität infolgedessen sinken. Die Juden brauchten ein Vaterland, Europa brauche Raum, und die USA brauchten Menschen. „Deshalb stellt sich die Übersiedlung der Juden nach Amerika in der gegenwärtigen Zeit als ein Faktor dar, den die Regierungen Europas und Amerikas sowie die Völker Europas protegieren und die Juden selbst mit allen Kräften unterstützen müßten. Sollte es aber zu einer Übersiedlung der Juden nach Amerika nicht kommen, dann wird ein bestimmter Teil der christlichen Bevölkerung über den Ozean auswandern müssen, weil es allen zusammen hier zu eng ist. Entweder die einen oder die andern müssen Platz machen (S. 95)."

Auch das Judenstaatsprojekt des Zyblikiewicz, dessen Gedanken teilweise recht absurd sind, war, ähnlich wie die Südrußlandprojekte des Jahres 1818, nicht der Vorläufer und Wegweiser realer Entwicklungen, sondern hinkte wie jene den politischen Ereignissen interpretierend und systematisierend hinterher. Wie es in den Wurzeln seiner Entstehung den Projekten von 1818 gleicht, so auch darin, daß es genau so wenig Beachtung fand und genau so wenig eine nachweisbare Wirkung ausübte wie jene.

In einem späteren, in deutscher Sprache erschienenen Buch[15]) rühmte sich Zyblikiewicz, daß er den Gedanken des Judenstaates vor Herzl gehabt habe und daß er seine Schrift „Nowa Judea" dem Baron Hirsch unterbreitet und mit mehreren Briefen kommentiert habe, was diesen veranlaßt hätte, in Argentinien Gebiete für eine Judenkolonie anzukaufen. Wie weit diese Behauptung des sehr phantasiebegabten Autors den Tatsachen entspricht, entzieht sich unserem Urteil. In dieser zweiten Schrift hatte Zyblikiewicz seinen Vorschlag, in Nordamerika einen Judenstaat zu gründen, schon aufgegeben und verfocht die Gründung eines ähnlichen Staates in Argentinien. Dieser sollte 300 000 km² umfassen. Das Streben der Zionisten nach Errichtung des Judenstaates in Palästina schien ihm wenig zweckmäßig zu sein, da er, um ganz Westasien mit Gebrauchsgütern versorgen zu können, ein Industriestaat sein müßte und dadurch dauernd den Haß der Industriestaaten Europas auf sich lenken würde. Das wäre in Argentinien nicht zu befürchten, da die Absatzmärkte in Südamerika, das erst im 20. Jahrhundert recht zur Blüte kommen werde, von dieser europäischen Konkurrenz frei wären. Am geeignetsten erschien Zyblikiewicz das Gebiet südlich von Buenos Aires an den Flüssen Colorado und Rio Negro, in einem Klima wie Norditalien, Mazedonien, Serbien oder Bulgarien.

Der völlig utopische und von einer ungehemmten Phantasie bestimmte Charakter dieses Projektes zeigt sich vor allem in der abschließenden Zusammenfassung:

„Die acht Millionen Juden Europas sollten nach nachstehendem Modus in Argentinien zur Ansiedlung kommen, und zwar:
a) Zwei Millionen arbeitsunfähige und arbeitsscheue, welche Rußland und Galizien liefern werden, können auf Estanzias pr. 30—60 Hektaren (!) Wiesengrund als reine Viehzüchter angesiedelt werden, die vom Ertrag ihrer Viehherden leben werden, so wie es gegenwärtig die Gauchos auf ihren Estanzias praktizieren.
b) Zwei Millionen werden als Ackerbauer und halb als Viehzüchter auf Estanzias pr. 30—60 Hektaren (!) Wiesengrund angesiedelt; sie würden 10—30 Hektaren (!) als Getreideboden benützen, den Rest hingegen als Viehweide Sommer und Winter.
c) Zwei Millionen kommen als Handwerker und Fabrikarbeiter in die Städte und in die Industriebezirke, wo sie für ihre Arbeit mit Arbeitspreisen der Nordamerikanischen Union entlohnt werden, nämlich 10 bis 20 Dollars (!) per Woche, je nach dem Industriezweige.
d) Von den restierenden zwei Millionen würden 1 ½ als Geschäftsunternehmer, Fabrikanten, Kaufleute, Gewerbetreibende, Beamte, Militärs u. dgl. in die Städte kommen, hingegen ½ Million der reichsten und intelligentesten in Europa bleiben, wenn sie mit der Zeit es nicht vorziehen, in das eigene Vaterland zu übersiedeln."

Wie phantasievoll ausführlich und rücksichtslos idealistisch die Vorschläge des Zyblikiewicz auch sein mochten, so wenig waren sie durchführbar. Die Frage der Bildung eines Judenstaates war durch den Zionismus zu einem der delikatesten Probleme der Weltpolitik gemacht worden, dessen Lösungsmöglichkeit vor allem deshalb so schwierig erschien, weil die Juden unter sich selbst durchaus nicht einig waren, ob die Errichtung eines eigenen Staates in Palästina oder sonstwo in der Welt ihre Lage überhaupt verbessern würde. Die Zeit der arischen Utopisten war vorbei; ein mit allen Mitteln der Politik und der Finanzen geführter Großkampf warf schon seine Schatten voraus.

Die Hoffnung der Juden, aus der Verbannung, aus dem Galut, dereinst nach Palästina zurückkehren zu können, war in keiner Generation erloschen und besonders von den mystischen Strömungen des Judentums gepflegt worden. Seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts nahm sich die jüdische Hochfinanz Westeuropas dieser Idee an und machte sie zu einem Hauptpunkt der

[15]) Celestin Zyblikiewicz, Der Weltfriede. Czernowitz 1903.

jüdischen Politik. In Osteuropa gewann der zionistische Gedanke, von Rußland ausgehend, seit den 60er Jahren immer weiter an Boden. Die Formulierung des zionistischen Ideenguts durch Herzl in seinem „Judenstaat" (1896) und die Aufstellung des Programms auf dem 1. Zionistenkongreß in Basel (1897) bedeuteten den Versuch, den Zionismus West- und Osteuropas zu einer gemeinsamen Kampffront zu vereinigen, westeuropäische Hochfinanz und osteuropäische Judenmassen für die Durchsetzung der Ansprüche auf Palästina zu verbinden.

Die polnische Publizistik nahm am Ende des 19. Jahrhunderts zu dem Palästinaprojekt der Zionisten in verschiedener Weise Stellung. Ein Teil begrüßte es in der Hoffnung auf eine baldige fühlbare Entlastung Polens, ein anderer hielt es für undurchführbar. So meinte z. B. Kolasiński[16]), das Zukunftsland der Juden in Mittel- oder Südamerika suchen zu müssen, in Mexiko, Nikaragua, Honduras, Kolumbien, Ekuador oder Brasilien. Palästina „wäre bestenfalls nur ein neuer Friedhof für die zukünftigen Ansiedler (S. 44)". Eine dritte Gruppe der polnischen Publizistik bezweifelte überhaupt die Ernsthaftigkeit der zionistischen Propaganda und sah in dem palästinensischen Judenstaatsprojekt nur ein propagandistisches Mittel zur Mobilisierung der jüdischen Massen für den Gedanken der jüdischen Weltherrschaft. „Wie Palästina der jüdischen Politik in der Alten Welt als Brücke zwischen Ost und West dienen soll, so soll auf der andern Halbkugel in Argentinien die zweite fundamentale Operationsbasis angelegt werden — als Brücke für die jüdischen Einflüsse zwischen Europa und Amerika. Das sind die Gründe, warum die Emigration eines Teiles des jüdischen Proletariats gewöhnlich nach Palästina gerichtet wird, eines andern Teils aber nach Argentinien. Palästina hat in jedem Falle die wichtigere Aufgabe — durch seine Lage in der unmittelbaren Nähe Europas am Mittelländischen Meer sowie am Suezkanal, der den Zugang zu den reichsten Ländern Asiens und Ostafrikas eröffnet. Die hiesigen Juden also schätzen Palästina höher als Argentinien, das zu weit entfernt liegt und dessen Ausnutzung für die Einflüsse des Judentums den Massen weniger verständlich, weniger populär ist." So verberge sich unter dem Schlagwort der Kolonisation Palästinas das Streben nach der Weltherrschaft durch Eroberung von Schlüsselpositionen[17]).

In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg und während desselben trat in der polnischen Publizistik immer stärker die Sorge hervor, daß der Zionismus, dessen Palästinaprojekt mit gewaltigen Schwierigkeiten verbunden war, den Versuch machen könnte, in seinem osteuropäischen Wohngebiet einen Judenstaat zu gründen oder von einem künftigen polnischen Staat die Anerkennung der Gleichberechtigung des jüdischen Volkes mit dem polnischen zu erzwingen. Diese zweifellos drohende Gefahr hat am Ende des ersten Weltkriegs vom polnischen Volke noch abgewehrt werden können, indem es den polnischen Delegierten in Versailles gelang, die von den Juden angestrebte Anerkennung als zweite Staatsnation neben den Polen zu hintertreiben.

Waren die Projekte für die Gründung eines selbständigen Judenstaates im 19. Jahrhundert überwiegend von Nichtjuden ausgearbeitet worden, so geriet die polnische Publizistik seit der Jahrhundertwende immer mehr ins Fahrwasser der jüdischen Presse. Seit dem Durchbruch des Zionismus waren es die Juden, die alle Erdteile nach Siedlungsgebieten für die ostjüdischen Massen durchforschten und die praktischen Möglichkeiten erörterten. Die polnische Publizistik beschränkte sich anfänglich darauf, die auftauchenden Projekte zu kritisieren und auf den Nutzen für den polnischen Staat zu prüfen. Wenn auch die bekannte Balfour-Deklaration vom 2. Nov. 1917 Palästina als Siedlungsgebiet der Juden besonders herausstellte, so war dieses Land doch nur eines der vielen Gebiete, auf die die Juden im Laufe der letzten 40 Jahre die Aufmerksamkeit der Welt lenkten. Die Notwendigkeit, neben Palästina

[16]) Człowiek Szczery (d. i. Michał Kolasiński), Polityczne samobójstwo. Teil I. Antysemityzm zgubą. Krak. 1889.
[17]) Teofil Merunowicz, Żydowscy radykaliści. Lemberg 1883, S. 44f.

noch andere Gebiete der Erde für ihre Siedlungspläne in Erwägung zu ziehen, ergab sich für die jüdischen Organisationen schon allein deswegen, weil Palästina wohl in der Ideologie des jüdischen Nationalismus als mobilisierender Faktor eine große Bedeutung besaß, aber in der Praxis eine viel geringere Anziehungskraft auf die Juden der Welt ausübte, als die Begründer des Zionismus erwartet hatten.

In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg war die polnische Publizistik in der Frage der Gründung eines selbständigen Judenstaates oder von Judenkolonien verhältnismäßig zurückhaltend. Erst in den letzten Jahren vor dem zweiten Weltkrieg wurde die Diskussion lebhafter, als die polnische Regierung sich der Frage der Lenkung der jüdischen Auswanderung annahm und verschiedene Gebiete der Erde für die Verwirklichung dieses Planes in Erwägung zog. Dabei richtete sich ihr Augenmerk ausschließlich auf überseeische Gebiete, da, wie Außenminister Beck in einem Interview der Zeitung „New York Times" am 30. Januar 1937 erklärte, in Europa für eine Judenkolonie keine Möglichkeit bestand[18]).

Auch die polnische Wissenschaft nahm sich in den 30er Jahren der Frage der Auswanderungsmöglichkeit der Juden an und prüfte die verschiedensten Gebiete der Erde auf die Eignung für eine Massenkolonisation oder für die Aufnahme einzelner Juden[19]). An erster Stelle des polnischen Interesses stand Palästina, dessen Kapazität durch eine Öffnung der Nachbarländer Transjordanien, Syrien, des Irak und der Insel Zypern erweitert werden könnte. An zweiter Stelle erwog man Birobidschan und die anliegenden Gebiete Ostsibiriens. An dritter Stelle der Liste der Emigrationsgebiete nannte man die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kanada, an vierter Argentinien mit den Nachbarrepubliken Paraguay, Brasilien, Uruguay. Daneben hielt man Angola, Südafrika und in den letzten Jahren besonders Madagaskar[20]), aber auch Algier und Tunesien für geeignet. Auch wurde die Aufnahmebereitschaft Frankreichs, der skandinavischen Länder, Australiens, der Neuen Hebriden, Französisch-Guayanas, Perus, Ekuadors und der Insel Haiti geprüft. Eine bunte Liste von Staaten und Gebieten in allen Erdteilen! Im Gegensatz zu den Utopisten des 19. Jahrhunderts glaubte man nicht mehr an die Möglichkeit, daß ein Gebiet der Erde alle Juden Polens oder gar alle Juden Europas, wenn nicht sogar der ganzen Welt aufnehmen könnte. Der Optimismus des 19. Jahrhunderts war einer rechnenden Überlegung gewichen, geblieben war jedoch der heiße Wunsch, sich von den Juden zu befreien.

---

[18]) Vgl. über die Haltung der polnischen Regierung in dieser Frage. Jan Ziemiński, Problem emigracji żydowskiej. Warsch. 1937, S. 35ff.

[19]) Vgl. darüber: Stanisław Pawłowski, O emigracji Żydów z Polski i o ich kolonizacji, in: Sprawy morskie i kolonialne. Jg. IV (1936), H. I—II, S. 5ff.

[20]) Mieczysław B. Lepecki, Madagaskar. Warsch. 1937.

HANS DÜRERS CEBES-FRIES AUF DER BURG ZU KRAKAU

VON DR. DORETTE RICHTER

Der Cebes-Fries in dem schönsten, größten und am reichsten ausgestatteten Saal der Krakauer Burg, dem Landtagssaal, hat seit langem die kunsthistorisch interessierte und wissenschaftliche Welt angezogen. Angeregt durch den interessanten, lehrreichen und schwer deutbaren Inhalt der Malereien, hat man immer wieder versucht, ihn dem Hofmaler des polnischen Königs Sigismunds I., Hans Dürer, dem jüngeren Bruder des großen Albrecht, zuzuweisen, der bis jetzt als eine ziemlich farblose Gestalt in der kunstgeschichtlichen Forschung erschien[1]).

Die Quelle für die Darstellung des Frieses bildete das „Gemälde des Thebaners Cebes". Es ist dies ein popular-philosophischer Dialog moralisierenden Inhaltes, der aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert stammt, aber schon von Lukian und anderen fälschlich dem Cebes von Theben zugeschrieben wurde, einem Schüler und engen Freund des Sokrates, der auch in Platons „Phaidon" eine Hauptrolle spielt.

Ein Fremder betritt ein Saturnheiligtum, in dem ein allegorisches Gemälde aufgehängt ist, das ihn seiner seltsamen Darstellung wegen befremdet. Ein Einheimischer, ein alter Mann, bietet sich als Erklärer an. Er hat als Schüler des pythagoreischen Philosophen, der das Bild und das Heiligtum dem Saturn weihte, oft mit ihm über den Sinn der Darstellung disputiert. Zwischen dem Alten und dem Fremden entspinnt sich nun ein Zwiegespräch, in dessen Verlauf das Gemälde ausgedeutet wird. Es ist eine Allegorie des menschlichen Lebens von der Geburt bis zum Tode und stellt dem auf Genuß und Besitz der Glücksgüter gerichteten Streben und der falschen Gelehrsamkeit die echte ethische Haltung und die wahren Tugenden gegenüber, durch die der Mensch endlich zur Glückseligkeit gelangt.

Der Maler des Frieses hat den Inhalt dieses Textes durch Mittler sehr wohl gekannt und die einzelnen Szenen durch Spruchbänder und Schrifttafeln erläutert. Die Handlung beginnt in der dem Saaleingang diagonal gegenüberliegenden Ecke.

Unwissend und unschuldig betreten alle Menschen den Lebensweg. Eine Schar von nackten oder mit Hemdchen und Überwürfen bekleideten Kindern tanzt sorglos und heiter dahin. Durch einen hohen Lattenzaun sind sie noch von den Gefahren und Versuchungen der Welt getrennt. Ein alter Mann, „Genius", in der einen Hand eine Schriftrolle, weist ihnen den Weg, den sie nehmen müssen, um zur Pforte des Lebens zu gelangen. Dieser nähern sich bereits die heranwachsenden Knaben und Mädchen.

Jenseits des großen steinernen Tores, das sich ins Leben öffnet, thront auf hohen Stufen ein liebliches, wohlgestaltetes Weib. Eine Tafel erklärt den nun folgenden Vorgang: „Porta vitae qua Suadela sedens propinat Errorem et ignorantiam introeuntis". An der Schwelle des Lebens sitzt die Überredung und gibt den in das Leben Tretenden Irrtum und Unwissenheit ein. Sie trinken aus einem Kelche, die einen mehr, die andern weniger, doch werden alle Sterblichen von ihr verführt, und

---

[1]) K. Sinko-Popielowa, Hans Dürer i Cebes Wawelski. In: Biuletyn Historii Sztuki i Kultury V. 1937, S. 141. Mit französischer Zusammenfassung.
G. Meinert, Hans Dürer in Schlesien. In: Jhb. d. Preuß. Kunstsammlungen 58. 1937, S. 128.
F. Winkler, Hans Dürer. Ein Nachwort. In: Jhb. d. Preuß. Kunstsammlungen 57. 1936, S. 65.
H. Beenken. Beiträge zu Jörg Breu und Hans Dürer. In: Jhb. d. Preuß. Kunstsammlungen 56. 1935, S. 66.
ders., Hans Dürer. In: Zs. f. bildende Kunst 64. 1930/31, S. 88.
Kieszkowski, Jhb. d. kunsthistor. Inst. d. kk. Zentralkommission f. Denkmalpflege VI. 1912, S. 99.
I. Beth in Thieme-Becker, Allgemeines Künstlerlexikon X. 1914, wo auch die ältere Literatur angegeben ist.

mit ihren zweifelhaften Geschenken ausgestattet, begeben sie sich auf die Reise. Sofort empfängt sie eine Menge verführerisch schöner Frauen, die Einbildungen (Opiniones), Begierden (Concupiscentiae) und Lüste (Voluptates). Sie umarmen ihre Opfer, schmeicheln ihnen und führen sie auf falsche Wege. Durch den Zaubertrank der Suadela können die Irregeleiteten den rechten Weg nicht mehr erkennen und irren verzweifelt im Kreise umher. „Alii circumvagantur et errant, quo ipsae commonstrant."

Nun verlassen sie sich auf die blinde und taube Fortuna. Auf einer geflügelten Kugel eilt sie mit wehendem Gewande und verbundenen Augen vorbei und schüttet vollkommen willkürlich ihre Gaben aus. Den einen raubt sie ihre Güter, die anderen beschenkt sie reich. Verzweifelt beklagen sich die Verstoßenen über ihr unglückliches Los. Notdürftig bekleidet mit ärmlichen, zerfetzten Hemden, weinen und jammern sie, raufen sich die Haare, werfen mit wilden Gebärden die Arme in die Luft und ringen die Hände.

In satter Behäbigkeit aber schreiten die vom Glück Bedachten einher. In faltenreichen, verbrämten Gewändern, ausgestattet mit den Geschenken der Fortuna, setzen sie ihren Lebensweg fort. Es sind die Reichen, Berühmten, Adligen, Freien, die Tyrannen und Herrscher. Sogleich aber empfängt sie wiederum eine große Schar verführerischer Dirnen (meretrices), unter ihnen die Unenthaltsamkeit (Incontinentia). Auch diese umarmen sie, überreden sie zu bleiben und versprechen ihnen ein herrliches Leben ohne Arbeit und Unbequemlichkeiten. Die Unterhaltung mit ihnen scheint zunächst angenehm. Man wendet sich einem Trinkgelage zu, tafelt, zecht und schäkert mit den Mädchen. Pauke und Trompete spielen auf. Die Musik lockt zum Tanz. Die eleganten Kavaliere greifen zum Hut, umfassen ihre Damen und drehen sich im Tanze. Doch auch diese Ergötzungen sind nicht dauerhaft. Die Herren versklaven im Dienst ihrer Damen, die sich schließlich in unbarmherzige Megären verwandeln und, nachdem sie ihnen alle Gaben der Fortuna abgelockt haben, sie mit Undank, Schmach und Schande überhäufen, ihnen die Kleider stehlen und die völlig Ausgeplünderten schließlich mit Schlägen davonjagen.

Jetzt endlich sehen die Betrogenen ihren Irrtum ein, und mit der Geißel naht sich die Strafe (Punitio). Sie wohnt zusammen mit zwei anderen häßlichen, schmutzigen und zerlumpten Weibern, der Trauer (Tristitia) und dem Schmerz (Dolor), in einer engen, dunklen Höhle. Die Trauer rauft die Haare, der Schmerz legt den Kopf auf die Knie. Bei ihnen wohnt auch ein magerer, mißgestalteter, spärlich bekleideter Mann, der Kummer (Luctus), und seine Schwester, die Schwermut (Maestitia). In dieser quälenden Gesellschaft verbringt der Verirrte den Rest seines elenden Lebens, wenn ihm nicht die Reue (Poenitentia) begegnet.

Sie kann ihn dem Unglück entreißen und ihm einen neuen Glauben, neue Wünsche eingeben. Jedoch ist es ihm dann immer noch nicht vergönnt, den wahrhaft rechten Weg zu wählen, denn er gerät nun zunächst in die Bereiche der falschen Gelehrsamkeit (falsa Disciplina). Sie thront in antikischen, faltenreichen Gewändern auf einem Thron, und ihr nähern sich disputierende Gelehrte, Poeten, Redner, Musiker, Dialektiker, Arithmetiker, Geometriker, Astrologen, Kritiker und andere ihrer Art, kurz alle freien Künste und Wissenschaften.

Doch durch Gelehrsamkeit gelangt man nicht zur wahren Tugend und Glückseligkeit. Der Weg zu ihr ist rauh, steil und gefährlich und von ungeheurer Einsamkeit. Er führt durch gähnende Klüfte und über Bergeszacken bis zu einem schier unerklimmbar steilen und hohen Felsen. Diesen bewohnen zwei außerordentlich schöne und edle Frauen, die Schwestern Standhaftigkeit und Selbstbeherrschung (Constantia und Continentia). Sie winken den Nahenden aus der Ferne, ermuntern sie, guten Mutes zu sein, und kommen ihnen schließlich entgegen, um sie zu sich heraufzuziehen. Nun lassen sie die Ermatteten ruhen, richten sie auf und weisen ihnen den Weg

2. CEBES-FRIES. AUSSCHNITT: SUADELA, DIE ÜBERREDUNG, REICHT DEN INS LEBEN TRETENDEN IN EINEM KELCH DEN TRANK DES IRRTUMS UND DER UNWISSENHEIT

3. CEBES-FRIES. AUSSCHNITT: DIE KLAGEN DER VOM GLÜCK VERSTOSSENEN

zu der wahren Gelehrsamkeit (vera Disciplina), den sie, ausgestattet mit Tapferkeit und Kühnheit, antreten. Er ist eben und lieblich und führt durch einen lichten Hain und über blumige Wiesen. Endlich gelangen sie zur Wohnstätte der Glücklichen. Die wahre Gelehrsamkeit, begleitet von ihren Töchtern Wahrheit und Überzeugung (Veritas und Persuasio), steht im Gegensatz zu Fortuna auf einem festgegründeten eckigen Sockel, denn der Weg, auf den sie den Menschen schickt, ist sicher und ungefährdet. Das Ende der Pilgerschaft ist gekommen. Felicitas, die wahre Glückseligkeit, krönt die geläuterten, standhaften Männer. In Gesellschaft aller Tugenden verbringen sie nun ein wahrhaft glückseliges Leben. Die unglücklichen Verdammten aber, zu schrecklichen Haufen geballt, sehen voll Neid und Mißgunst die Glückseligkeit der anderen. Sie wandeln weiter auf krummen Wegen, die ihnen nichts als Kummer, Elend und Verzweiflung einbringen.

Den Fries beschließt eine große Inschrifttafel mit dem „Argumentum Tabulae Cebetis, per Rudolphum Agricolam poetam laureatum", eine Zusammenfassung also, die gleichsam die Essenz der ganzen Darstellung enthält. Ihr Text lautet:

„Haec erumnales hominum pictura labores,
Humanaeque viam conditionis habet.
En tria saepta vides iunctis sociata figuris.
Vitae sunt primi qui ingrediuntur iter.
Hic error phialis, ac ignorantia veri
Summitur hinc dubiae incommoda sortis erunt.
Caeca voluptates amat insipientia mundi,
Pro quibus omne mali tentat inire genus.
Hinc flagro saeptum punitio iusta secundum
Occupat, et luctus continuusque dolor.
Poeniteat donec, falsaeque sequatur honestum
Doctrinae studium, veridicaeque sacrum.
Incolit haec summum turbis comitata sororum,
Per quam virtutum conciliatur amor.
Felicis ducunt hae sanctae matris ad arcem.
Constanti imponat quae diadema viro.
Vera coronatis haec contemplatio dos est
Cunctarum rerum, cognitioque boni.

M. D. XXXII"

In der Übersetzung: Dieses Bild enthält die mühseligen Arbeiten der Menschen und den Weg des menschlichen Werdens. Drei Höfe siehst du und darin Gestalten. Die ersten sind, die den Lebenspfad beschreiten. Hier gibt man ihnen in Kelchen Irrtum und Unkenntnis des Wahren. Daraus entstehen die Übel eines zweifelhaften Schicksals. Der blinde Unverstand liebt die Wonnen der Welt, wofür er jedes Übel in Kauf zu nehmen trachtet. Dann nimmt den zweiten Hof die gerechte Strafe mit der Geißel ein und auch die Trauer und der andauernde Schmerz, bis die Reue erwacht und dem Streben nach der falschen Gelehrsamkeit das heilige nach der wahren folgt. Diese bewohnt die höchste Höhe zusammen mit einer Schar von Schwestern. Durch sie erwacht die Liebe zu den Tugenden. Diese Heiligen führen zur Burg der glücklichen Mutter, damit sie den standhaften Männern die Krone aufsetzt. Diese Betrachtung aller Dinge und die Erkenntnis des Guten ist ein wahres Geschenk für die Gekrönten.

Das Argumentum des Humanisten Agricola ist einer Krakauer Ausgabe der Tabula des Cebes von 1522 und einer Wiener Ausgabe[2]) von 1519 angefügt. Letztere, nicht die Krakauer, hat der Maler des Frieses bzw. sein gelehrter Auftraggeber als Quelle benutzt. Die erklärenden Inschriften

[2]) Exemplar in der Staatsbibliothek Krakau: Cimelia Qu 4737.

auf den Spruchbändern und Tafeln sind nämlich den Scholien (erklärenden Anmerkungen) von Huldrich Faber entnommen, die nur dieser Wiener Ausgabe beigegeben sind[3]).

Weitere Anregungen konnte eine Holzschnittillustration der Wiener Ausgabe geben. Während der Maler aber die einzelnen Szenen und „Höfe" in einen fortlaufenden Fries auseinanderziehen mußte, sind sie hier — wie es ja auch der ursprünglichen antiken Tafel entspricht — in mehreren Zonen übereinander angeordnet. Als einziges Motiv wurde in den Fries wortgetreu der Lattenzaun übernommen. Die weitgehende Übereinstimmung in der Darstellung der Höhle mit der Strafe und Pein beruht auf einer vollständigen Neuschöpfung des Restaurators, der ebenfalls den Holzschnitt für seine Ergänzungen benutzte. Alle anderen Ähnlichkeiten aber ergeben sich nur daraus, daß beide sich eng an die Textvorlage hielten. Die Wonnen und Versuchungen werden im Holzschnitt von allegorischen Frauengestalten symbolisch dargestellt. Sie sind nur durch die Spruchbänder charakterisiert und unterscheiden sich im übrigen weder durch Tracht noch Habitus von den Bürgerinnen der damaligen Zeit. Eine gewisse Abhängigkeit vom Buchstaben zeichnet den Holzschnitt aus, wie es ja auch seine Aufgabe als Illustration war. Dagegen konnte der Maler sich nicht genug tun im Ausdeuten des Textes. Der ihm zur Verfügung stehende große Raum, die Länge des Wandstreifens verlockten ihn zu einem breiten Ausspinnen der kurzen Andeutungen seiner Text- und Bildvorlagen. Er geht in Szenen, wie z. B. im festlichen Trinkgelage mit Musik und Tanz, weit über seine Vorbilder hinaus. In seiner fast dramatischen Phantasie liegt seine eigentliche schöpferische Kraft.

Eine Darstellung des Cebes-Textes hat für die damalige Zeit nichts Überraschendes. Der griechische Text wurde seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sehr häufig herausgegeben und erschien besonders am Anfang des 16. Jahrhunderts in Deutschland in vielen lateinischen Ausgaben, und zwar: 1507 in Frankfurt a. d. O.[4]), 1512 in Leipzig und 1516 in Rostock in der Übersetzung von Johann Rack aus Sommerfeld, gen. Aesticampianus, 1519 in Wien in der Übersetzung von Odaxius, die schon 1497 in Bologna erschienen war und jetzt mit einem Kommentar von Huldrich Faber und einem Argumentum von Agricola versehen wurde; dieselbe Übersetzung wurde in Krakau 1522 von Gregorius Lignicensis (= aus Liegnitz), gen. Liban, und 1524 von Johann Camatis herausgegeben.

Der jüngere Agricola war seit 1510 Schüler und seit 1511 Baccalaureus der Krakauer Akademie und hielt hier in den Jahren 1518—21 Vorträge. Gregor Lignicensis war hier Lehrer des Griechischen. Die Krakauer gelehrte Welt, die damals bis auf einen Namen ausschließlich deutsch war, kannte also den Cebes-Text sehr genau und hat zu seiner Verbreitung auch in weitere Schichten beigetragen. Hans Dürer wird überdies bereits in Nürnberg mit dem Text bekannt geworden sein. Willibald Pirckheimer, der sein Vormund während Albrechts venezianischer Reise war, hat ihn ins Deutsche übertragen. Kein Wunder also, daß man diesen Stoff als Vorwurf für einen großen Fries im repräsentativsten Saal der Krakauer Burg wählte.

Die Frage der Autorschaft Hans Dürers wurde oft erwogen und diskutiert. Es besteht sicher kein Zweifel daran, daß er der Schöpfer des Frieses ist, wenngleich diese Annahmen och durch weiteres Aktenmaterial und stilkritische Analyse auf Grund neuer gesicherter Werke erhärtet werden müßte.

Hans Dürer (geb. am 21. II. 1490 in Nürnberg) ist am 9. Juni 1527 in die Dienste des königlichen Hofes in Krakau getreten und bezog seit dieser Zeit bis 1535 ein regelmäßiges Gehalt, das ihm in den ersten Jahren wöchentlich, später vierteljährlich ausgezahlt wurde. Von

---

[3]) wie K. Sinko-Popielowa a. a. O. nachwies.

[4]) Die Frankfurter Ausgabe hat ebenfalls einen Holzschnitt, auf den der Wiener deutlich zurückgeht.

[5]) Vgl. Lück, Deutsche Gestalter und Ordner im Osten, S. 49.

TABVLA CEBETIS THEBANI

4. HOLZSCHNITT AUS DER WIENER AUSGABE DER TABULA CEBETIS VON 1519

1529—31 ist er als Lackierer und Vergolder beschäftigt. Die Tatsache, daß er auch eine Skizze für die Aufstellung des Silberaltares lieferte, veranlaßte die Forschung dazu, ihn für den Maler der Altarflügel zu halten, was sich aber inzwischen als falsch erwiesen hat. Es ist nämlich Georg Penz aus Nürnberg. Ausgerechnet aus dem Jahre 1532, in welchem der Fries vollendet wurde, fehlen die von Hans Boner geführten Rechnungsbücher. 1533 war er mit Restaurierarbeiten an der königlichen Kapelle beschäftigt. 1534 bemalte er Kassetten und Rosetten an der Decke in einem neuen Saal des Schlosses.

Die polnische Forschung hat versucht, das Verdienst Hans Dürers zu schmälern durch den Hinweis darauf, daß er diese handwerklichen, unkünstlerischen Arbeiten ausführte. In Wahrheit mußte aber ein Hofmaler bzw. seine Werkstatt auch solche handwerklichen Arbeiten leisten, was absolut kein Beweis für die Nichtachtung durch den königlichen Auftraggeber ist. Wir wissen, daß er in diesen Jahren ebenfalls Friese für die neuen königlichen Wohnungen malte, und zwar u. a. einen „im neuen Saal" vor der „großen Stube". Damit ist der Fries mit einer Parade gemeint, der sich in dem Saal vor dem jetzigen Gesandtensaal befindet. Nach seinem Tode[6]) holte man einen Maler Anton aus Breslau, der z. T. auch an den für Dürer belegten Friesen arbeitete, sie also wohl vollendete, und zwar „maiore diligentia et arte", so daß ihm eine ungewöhnlich große Summe dafür ausgezahlt wurde.

Inzwischen werden Hans Dürer jetzt mehrere Bilder mit Bestimmtheit zugeschrieben, die alle die charakteristische Signatur, ein zusammengezogenes HD und darüber die Ziffern der Datierung tragen: ein Männerporträt in Rom von 1511, eine „Madonna mit den vierzehn Nothelfern" in Neiße von 1524, ein „Heiliger Hieronymus" in Krakau und eine „Ruhe auf der Flucht" in Amerika, beide von 1526, „badende Männer und Frauen" in Berlin von 1527 und ein „Heiliger Hieronymus" in Venedig von 1533. Nicht datiert und signiert, aber sicher auch von Hans Dürer ist das Porträt des Bischofs Tomicki im Kreuzgang der Krakauer Franziskanerkirche und ein „Heiliger Georg zu Pferde" im Krakauer Domschatz. Alle Bilder tragen deutlich Merkmale derselben Hand[7]). Es wurde einerseits auf die Donauschule, andrerseits auf das italienisierende Nürnberger Milieu als Quelle für seinen Stil hingewiesen[8]).

Ein Vergleich dieser sämtlich in Öl gemalten Bilder mit dem in ganz anderer Technik ausgeführten Fries kann natürlich nur bis zu einem gewissen Grade befriedigende Ergebnisse zeitigen[9]). Doch lassen sich besonders in Einzelheiten wohl Übereinstimmungen feststellen. Auffallend ist an den Figuren seiner Ölbilder der Mangel an Naturstudium, z. B. eine vielfach ungenügende Durchbildung der Gliedmaßen, Gelenke und Hände und die oft unbefriedigende Darstellung der Gesichter. Dies läßt sich auch auf dem Fries nachweisen. Die Gewandung fällt in röhrenartigen, starren Falten. Wo sie auf dem Boden aufliegt, knäult sie sich unruhig zusammen, letzteres besonders auffällig bei einigen Heiligen des Neißer Bildes, bei dem Porträt Tomickis und ebenso bei dem wehenden Gewand der Fortuna auf dem Fries. Bei oft gesuchten Posen sind seine Figuren jedoch von großer Lebendigkeit und Beweglichkeit (vgl. die Badenden in Berlin). Die Technik zwang den Maler bei dem Fries zu größerer Einfachheit in der Wiedergabe der Einzelheiten, die Entfernung vom Beschauer zur Zusammenfassung zu einer großen Komposition. Diese Aufgabe hat er

---

[6]) Er ist 1534 in Not und Elend gestorben (Sawicka, Prace Komisji Historji Sztuki IV. 2, S. LXIV), aber noch in den folgenden Jahren werden Zahlungen für ihn geleistet, vielleicht an seine Witwe.

[7]) Die Zuschreibungen von Meinert a. a. O. scheinen mir nicht stichhaltig.

[8]) Das geht wieder gut zusammen mit verschiedenen Italianismen im Fries, die Sinko-Popielowa besonders in der Kleidung und Haltung mancher Figuren wie auch in der Darstellung des Gebirges nachweist.

[9]) Von dem Fries sind im übrigen nur die erhaltenen Teile, meistens der untere Streifen vergleichbar, die der Restaurator 1926 mit einem weißen Strich abgrenzte. Aber auch diese sind stark übermalt. Es sind im besonderen: Der Anfang mit den Kindern, die vom Glück Benachteiligten, das Trinkgelage mit dem Tanz, die Gruppe mit Kummer und Leid, die falsche Gelehrsamkeit mit einigen sich ihr Nahenden, ein Teil des Gebirges und die Verdammten unter der großen Tafel.

glänzend gelöst. Ein schwingender, schwebender, musikalischer Rhythmus erfüllt den ganzen Fries ohne Intervall und abrupte Unterbrechungen. Die Cäsuren zwischen den einzelnen Szenen, im Text und im Holzschnitt deutlich spürbar, werden stets geschickt überbrückt. Nebenfiguren vermitteln von einer Szene zur anderen. Der Blick des Beschauers wird mit der Bewegung der Figuren ohne Unterlaß weitergeführt und kann ungehindert von einer der lebendig komponierten Szenen zur anderen gleiten. Die Gestalten schließen sich hier zu engeren Gruppen zusammen, dort schreiten oder tanzen sie allein oder zu mehreren leicht dahin. Dieser große Rhythmus des Ganzen, das Crescendo und Decrescendo, die große Komposition waren es, die den Künstler vor allem beschäftigten. Großzügig ließ er alle kleinlichen und ablenkenden Nebensachen fort, widmete sich aber doch oft mit eindringlicher Liebe der einen oder anderen Gestalt, wie z. B. der Rückenfigur eines leicht voranschreitenden Knaben in engen blauen Hosen und kurzem Kittel, den tanzenden Paaren oder einem dunkelgekleideten breiten Mann im Gefolge der falschen Gelehrsamkeit. Über der Mannigfaltigkeit der Bewegungen und Charakterisierungen, die oft ins Karikaturhafte oder Komische gehen (vgl. den Trompeter, den mageren Kummer und das Knäuel der Verdammten), übersieht man gern einen Mangel an Naturstudium und die schematische Darstellung der Kleider.

In der Farbe beschränkte er sich auf eine zarte einheitliche Skala. Vor dem grünen Grund und einem verschieden grau-blau getönten Himmel stehen die gelblichen, bläulichen, rötlichen, grauen, selten schwarzen Gewänder.

Der Cebes-Fries von Hans Dürer stellt also eine hervorragende Leistung dar. Er erfüllt seine Aufgabe, Raumschmuck zu sein und ein gegebenes Thema darzustellen, in großzügiger und phantasievoller Weise. Während die Malerei im einzelnen mannigfaltige Vergleichsmöglichkeiten mit den Ölbildern Hans Dürers bietet, übertrifft sie diese aber in der großangelegten und lebendigen Komposition und trägt zu einer Vervollständigung des Urteils über seine künstlerische Persönlichkeit bei.

SCHINKELS PLÄNE FÜR KRESSENDORF BEI KRAKAU

VON PROF. DR. P. O. RAVE, BERLIN

In einem früheren Heft dieser Zeitschrift (2. Vierteljahr 1941, S. 24ff.) hat Dr. Carl von Lorck, Mitarbeiter an dem vielbändig geplanten, von der Akademie des Bauwesens herausgegebenen Schinkelwerk, in einem zusammenfassenden Aufsatz über „Schinkels Schloßentwürfe für den Osten" die ausgedehnte künstlerische Tätigkeit des großen preußischen Baumeisters für einen bestimmten Bereich umrissen. Im besonderen war das Schloß des Grafen Potocki in Kressendorf behandelt und versucht worden, die Baugeschichte soweit wie möglich zu klären. Dies konnte, wie der Verfasser selbst zugab, nur zum Teil gelingen, und der Anteil Schinkels oder anderer Baumeister mußte solange in mancher Hinsicht dunkel bleiben, bis das Potockische Familienarchiv auf diese Fragen hin durchforscht war. Mit freundlicher Erlaubnis des Direktors der Archive des Generalgouvernements war es nunmehr möglich, die Bestände des dem Staatsarchiv zu Krakau einverleibten und geordneten Archivs der Familie Potocki eingehend zu Rate zu ziehen. Dabei kamen mehrere Mappen mit Plänen und Entwürfen ans Licht, höchst erfreulicherweise darunter auch solche von Schinkels eigener Hand, sowie mehrere Briefe, Briefauszüge und Aktenvermerke, so daß die Baugeschichte von Kressendorf sich jetzt in großen Zügen durchaus übersehen und darstellen läßt. Das im Krakauer Stadtarchiv vorhandene ältere und neuere Schrifttum war dabei nicht weniger förderlich wie die Hinweise der Architekten, die den letzten Umbau Kressendorfs geleitet haben.

Wie Potsdam bei Berlin, liegt Kressendorf unweit von Krakau, anmutig in dem breiten hügelgesäumten Tal eines Nebenflusses der Weichsel, der Rudawa, der entlang auch die Bahnstrecke von Oberschlesien nach Krakau führt. Die offene Landschaft entbehrt nicht des Reizes, zumal mancherlei eigenartige Felsbildungen, seltsame Gebirgstrümmer und Gesteinsvorkommen kleiner Nebentäler die Gegend auch in dieser Hinsicht merkwürdig machen[1]) und Kressendorf wie geschaffen erscheinen lassen als Kur- und Badeort und vornehmen Sommersitz. Schon im 18. Jahrhundert war er dafür beliebt, so daß der „Leibarzt I. Kgl. Majestät", Leopold Lafontaine, einen Bäderführer für das Städtchen verfaßte[2]). Mancherlei Anlagen, wie sie zu einer Heilquelle gehören, wie Brunnen-, Bade- und Gästehäuser, ein Kursaal, Belvedere, Eiskeller, überragt von einem bescheidenen Kirchlein, zeigen sich hübsch gruppiert auf alten Ansichten der Zeit[3]). Übrigens hat der polnische Name Krzeszowice (Krzesz = Christoph) vielfach zu Verwechslungen Anlaß gegeben, so schon durch Schinkel selbst, der ihn Krzescowice schrieb, ein Irrtum, der sich über Wolzogen[4]) bis in das heutige polnische Schrifttum fortschleppt[5]), wonach Schinkel ein Schloß in Krzeszkowice, Kreis Samter, bei Posen zugesprochen wird.

Kressendorf war alter Chartoryskischer Besitz, der später an die Lubomirski kam und von diesen 1783 durch Heirat der Julia Lubomirska mit dem als Orientforscher hervorgetretenen Jan Potocki (1761—1815) an die gräfliche Familie Potocki. Zwei Söhne, Alfred (1785—1862) und Arthur (1787—1832), traten das Erbe an, doch so, daß der ältere namentlich Landshut (Lańcut) bei Lemberg, der jüngere Kressendorf bewohnte. Dieser war der Auftraggeber Schinkels, der über die Aufgabe berichtet (später, als er den Plan veröffentlichte[6]), daß das Schloß zwei Wohnungen enthalten sollte, von denen die eine für den Besitzer bestimmt war, die andere für die Familie

[1]) Georg Gottlieb Pusch, Geognostische Beschreibung von Polen, Stuttgart 1833, I. Bd, S. 41.
[2]) Leopold de Lafontaine, Opisanie wod Krzeszowickich, Krakowie 1789, ders., Chirurg.-Medizin. Abhandlungen verschiedenen Inhalts, Polen betreffend, Breslau und Leipzig 1792.
[3]) Z. B. ein Kupferstich, bez. „C. M. Groell sculp. 1788", als Beilage zu dem Lafontaineschen Büchlein.
[4]) Alfred Freiherr von Wolzogen, Katalog des künstlerischen Nachlasses von Schinkel, Berlin 1864, S. 254 ff.
[5]) Stanislaw Loza, Slownik Architektów i Budowniczych Polaków. Oraz cudzoziemców w polsce pracujacych, 2. erg. Aufl., Warschau 1930.
[6]) K. Fr. Schinkel, Sammlung Architektonischer Entwürfe, 7. Heft, 1826, Tafel 43—48.

des Bruders, der seine Güter einige Monate des Jahres verließe, um seinen Aufenthalt in Kressendorf zu nehmen, ebenso wie dies auch Graf Arthur tue, um einige Zeit des Jahres eine für ihn eingerichtete Wohnung auf den Gütern des Bruders zu nehmen. Aus einer mit Sophie Branicka 1816 geschlossenen Ehe pflanzte sich die Kressendorfer Linie fort, zunächst durch Adam Potocki (1822—1872), den späteren Bauherrn des jetzigen Schlosses, und aus dessen Ehe mit Katharina Branicka durch Andreas Potocki (1861—1908), den österreichischen Statthalter in Galizien, der auf tragische Weise in Lemberg von einem Ukrainer ermordet wurde.

Graf Arthur Potocki also war es, der sich bald nach seiner Verheiratung (1816) mit Neubauplänen für Kressendorf trug. Schinkel, dessen Tätigkeit als Baumeister in jenen Jahren nach den Freiheitskriegen erst eigentlich begann, konnte damals noch nicht in seinen Gesichtskreis treten, vielmehr wandte er sich mit seinem Anliegen nach Paris. Zeugnis davon sind drei große zu Mappenbänden zusammengebundene Entwurfszeichnungen, die sich jetzt im Potockiarchiv fanden. Zwei dieser Mappen enthalten Ansichtszeichnungen und Baurisse „d'un Projet de Château ordonné par Monsieur Le Comte Arthur Potocki, Composé et dessiné par C. Percier et P. F. L. Fontaine, Paris L'an 1819", die dritte ein „Projet d'une Eglise dans le Style Gothique", wie das in gequälten Frakturlettern geschriebene Titelblatt verkündet, und ebenfalls ausdrücklich auf Bestellung im gleichen Jahre 1819 in Paris gezeichnet.

Percier und Fontaine — damit war der Herr Graf nicht an die kleinste Schmiede geraten, ganz im Gegenteil. Die beiden französischen Baumeister besaßen Weltruf, teilen sie sich doch den Ruhm, als Erfinder und Schöpfer des Stils Empire zu gelten. Schon als Eleven eines Pariser Architekten, dann besonders während ihres gemeinsamen römischen Aufenthaltes hatten sich die jungen Leute zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, um dann in der Napoleonischen Ära eine ungemein umfangreiche und wirkungsreiche Tätigkeit zu entfalten. Mit Geschmack und liebenswürdiger Feinheit entwickelten sie den strengen und hoheitsvollen, den revolutionären Klassizismus eines David in die zierlichere Art des Neo Grec weiter und fanden damit, freilich mit etwas mehr westlich konventioneller Bindung als in Deutschland, eine ähnliche Wendung wie die von dem harten männlichen Dorismus Friedrich Gillys zu der fühlsameren Schönheit Schinkels.

In ihrer römischen Zeit haben Percier und Fontaine sich besonders mit dem Villenbau der italienischen Renaissance- und Barockzeit beschäftigt und später auch ein großes Tafelwerk[7]) mit ihren zeichnerischen Aufnahmen und Forschungen veröffentlicht. Daran muß man denken beim Anblick ihres Entwurfes für Kressendorf, der, soviel zu übersehen, in dem reichhaltigen Schrifttum über sie bisher nirgends erwähnt wird, also ganz unbekannt geblieben sein dürfte[8]). Die Mischung italienischen und französischen Formempfindens hat eine in der Anlage sehr weitläufige und im Wesen doch recht magere Plangestaltung für den Schloßbau bedingt, wie es vortrefflich in dem ersten Blatt der Folge, der wirkungsvoll gezeichneten und angelegten Luftansicht, in Erscheinung tritt (Abb. 1). Eine strenge und bei der Größe des Ganzen fast starre Eintönigkeit waltet vor, und es hat etwas Ödes, wie die weiten Höfe sich dehnen, zwei ganz gleichmäßige zu Seiten des mittleren Ehrenhofes, der von einem äußeren und einem inneren Gitter abgeschlossen wird. Die einzelnen Bauteile und Flügel sind breit auseinandergezogen, nicht unähnlich gewissen Anlagen der Barockzeit — wie lebendig aber und in sich bewegt, wie gedrängt erscheinen wirkliche Bauten des Barocks dagegen, sogar auch die eigenen der beiden Architekten, die sie in der heimischen Luft der französischen Hauptstadt errichteten, so die Erweiterungen am Louvre und den Tuilerien, Arc de Triomphe du Carrousel (1806), Palais Royal (1814) und ähnliche. Es

[7]) Percier-Fontaine, Choix de plus célèbres maisons de plaisance de Rome, Paris 1809.
[8]) Vgl. den Beitrag im Thieme-Beckerschen Künstlerlexikon von H. Vollmer, XII. Bd. 1916, S. 164 ff.

ist, als habe die für eine unbekannte Ferne des Ostens gestellte Aufgabe ein künstlich ausgeweitetes Raumgefühl hervorgebracht, und diesem entspricht auch völlig die kühle trockne Formgebung, die nüchterne und frostige Gestaltung im Einzelnen. Noch unglücklicher wirkt der Entwurf für die Kirche, „ordonné dans le Style Gothique". Einer solchen Aufgabe konnten Männer ihres Schlages nichts abgewinnen, und so steht uns das geplante Gebäude in einer mißverstandenen Gotik der Île de France mit gedrückt verkümmertem Turm häßlich und befremdend vor Augen.

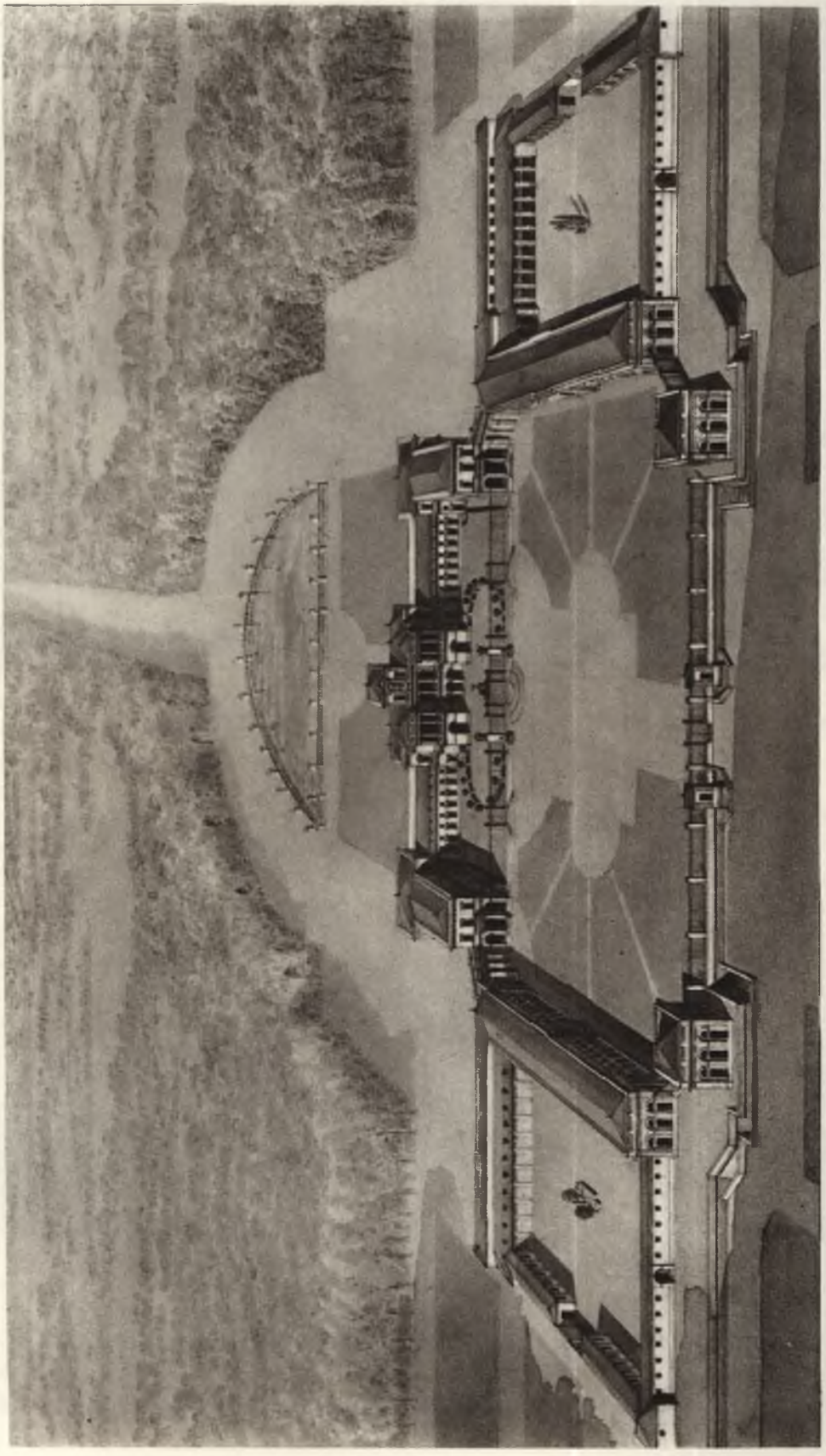
Ob der Bauherr ähnlich empfand, als er die Mappen mit den Zeichnungen erhielt und prüfte? Jedenfalls dachte er nicht daran, etwas von ihnen ausführen zu lassen. Natürlich wahrte er die Form, schrieb schmeichelhafte Worte nach Paris, bedauerte ungemein und bat, die Arbeit an den Entwürfen entgelten zu dürfen. Ebenso höflich klingt es zurück. Man danke, heißt es in einem Briefe Charles Perciers an Graf Potocki aus Paris vom 10. März 1820, sie beide dankten, daß sie sich in einer so angenehmen Sache ihrer Kunst haben beschäftigen können, doch da es der Graf verlange, so müßten sie also auch vom Gelde sprechen und den Preis für ihr Werk nennen. Und sie nennen, „in anbetracht der Mühe und Sorge", die hübsche runde Summe von 6000 Franken Honorar. Es war ja in der Tat wohl auch viel Arbeit gewesen; eine Menge sauber in Tusche ausgeführter Zeichnungen hatten sie anfertigen lassen, 7 Blatt Gesamt- und Einzelansichten für das Schloß und 18 Blatt wohlüberlegter Risse, dazu 11 Blatt Grundrisse, Aufrisse und Einzelheiten für die Kirche. Es folgen noch Dank und Quittung, dann hört man nie mehr etwas von diesem Plan aus Paris.

Aber der Herr von Kressendorf hatte sein Vorhaben nicht begraben. Es ist möglich, daß ein Ereignis in der Familie, wie früher die Heirat, den Wunsch nach einem standesgemäßen Wohnsitz aufs neue beflügelte. 1822 wurde nämlich der erste Sohn geboren, und im selben Jahre nimmt Graf Potocki erneut die Fühlung mit einem Baumeister auf, diesmal, was ja auch in mancher Hinsicht viel näher lag, mit einem in Berlin, mit niemand anderem als Schinkel. Schinkel war nun kein Unbekannter mehr. Er hatte die Neue oder Königs-Wache in Berlin errichtet, vor kurzem war auch das herrliche Schauspielhaus am Gendarmenmarkt mit einem Prolog Goethes eröffnet worden; der königliche Hof, die Prinzen und der preußische Adel, an der Spitze Fürst Hardenberg und Fürst Pückler-Muskau, zogen den Baumeister immer mehr heran. Potocki hatte sich zunächst an einen entfernten Verwandten, Landsmann und Standesgenossen gewandt, an den Grafen Athanasius Raczynski. Am geistigen Leben in Preußisch-Berlin regsten Anteil nehmend, hielt Raczynski ein für Künstler und Gelehrte offenes Haus, hatte viel Sinn für das zeitgenössische Kunstschaffen, namentlich für Schinkel. Er verfaßte ein dreibändiges Werk über die deutsche Kunst[9]), von dem er einen Band dem hochverehrten Baumeister widmete. Schinkel hatte ihm Entwürfe für die Anordnung seiner Gemäldesammlung gemacht, die er unablässig vermehrte. Später kam diese aus der Raczynski-Galerie vor dem Brandenburger Tor geschlossen in die National-Galerie und ist heute ein Stolz des Landesmuseums zu Posen.

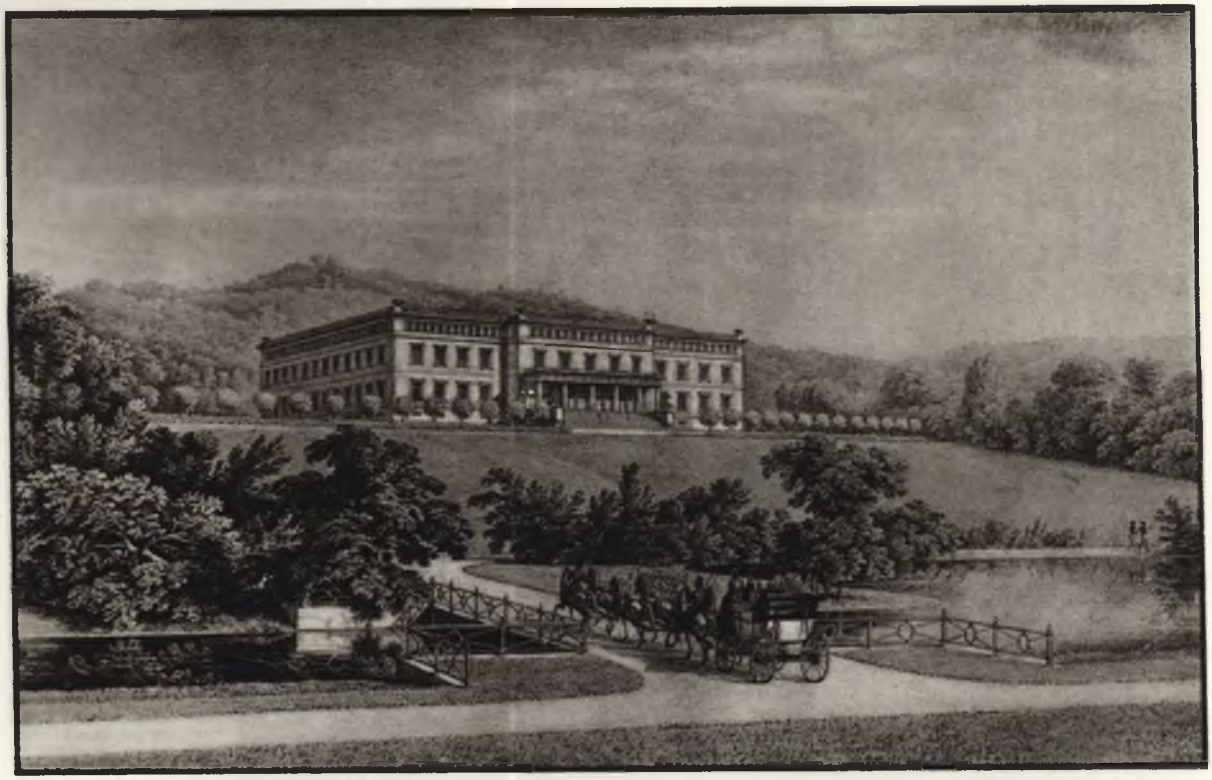
Das erste erhaltene Schreiben in der Kressendorfer Angelegenheit ist ein drei Seiten langer Brief des Grafen Arthur Potocki an Schinkel vom 28. Oktober 1822[10]). Der Graf Raczynski habe ihm in Aussicht gestellt, daß Schinkel bereit sei, ihm für den geplanten Bau eines Landhauses bei Krakau einen jungen Mann, seinen Schüler, zuzusenden. Als Zeitpunkt schlage Potocki Ende März oder Anfang April vor. Jener solle nach seinem Besuch an Ort und Stelle zu Schinkel zurückkehren, um ihm seine örtlichen Untersuchungen mitzuteilen und nach Schinkels Gedanken die

[9]) Histoire de l'art moderne en Allemagne, Paris 1836—41, und gleichzeitig die deutsche Ausgabe: Geschichte der neueren deutschen Kunst, aus dem Französischen übersetzt von Friedrich Heinrich von der Hagen, Berlin 1836—41.

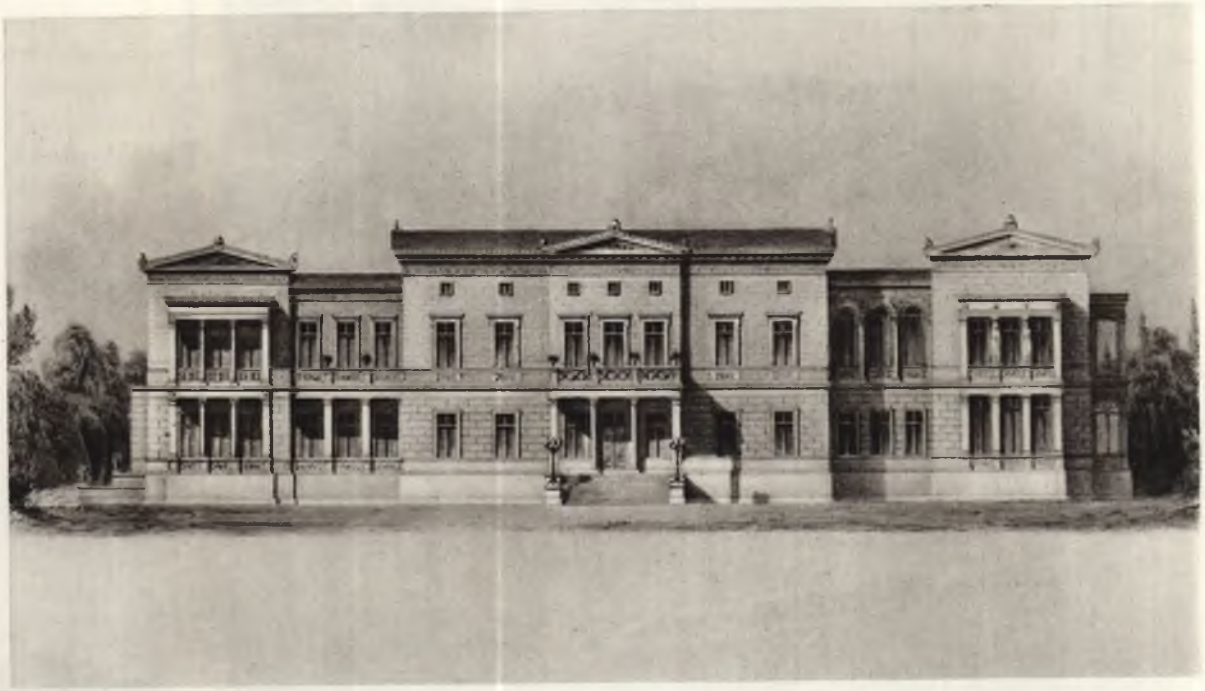
[10]) Staatsbibliothek, Berlin, Handschriftenabteilung, Autographa Schinkel (1922, 157/68), ebenso die zwei späteren Briefe Potockis an Schinkel vom 7. Januar (vielmehr Februar) und 10. Juni 1823. Da sie zur Zeit luftschutzmäßig geborgen und unzugänglich sind, wird ihr Inhalt hier nach der Verzettelung des Schinkel-Museums und der genannten Arbeit Dr. Carl von Lorcks mitgeteilt.



1. ENTWURF FÜR DAS SCHLOSS IN KRESSENDORF VON PERCIER UND FONTAINE, PARIS 1819, STAATSARCHIV KRAKAU



2. ENTWURF FÜR DAS SCHLOSS IN KRESSENDORF, BLEISTIFTZEICHNUNG VON SCHINKEL, 1823, 32×61 cm, STAATSARCHIV KRAKAU



3. VORDERANSICHT DES SCHLOSSES IN KRESSENDORF NACH DEM ENTWURF VON LANCI (1848). FARBZEICHNUNG VON POKUTYNSKI, 1858, 23×43 cm, STAATSARCHIV KRAKAU

Baupläne zu zeichnen. Potocki wünsche, Schinkels Bedingungen zu erfahren, und hoffe, daß jener junge Mann schon einige praktische Erfahrungen habe und sich für einige Jahre ganz in den Dienst Potockis begeben würde, sofern er ihm zusage. Auf diesen Brief antwortete Schinkel in einem drei Seiten langen französisch gefaßten Schreiben vom 23. Januar 1823, leider dem einzigen Schriftstück seiner Hand, das sich bisher über das Kressendorfer Bauvorhaben im Krakauer Archiv auffinden ließ. In deutscher Übersetzung besagt der Brief folgendes:

„Herr Graf! Gemäß Ihrem Auftrag vom 28. Oktober 1822, den ich durch den Brief des Herrn Grafen Athanasius Raczynski erhalten habe, werde ich mit großem Vergnügen den Entwurf für das Landhaus (maison de Campagne schreibt Schinkel) ausführen, das bei Krakau erbaut werden soll. Ich habe bereits einen gewandten und erfahrenen jungen Baumeister gefunden, Herrn Persius, der Ende März nach Krakau reisen wird, um sich genau nach den Wünschen zu erkundigen, die Sie betreff der allgemeinen Aufteilung der Räumlichkeiten, der Maße, des Baustils, in dem Sie das Gebäude errichtet haben wollen, der Werkstoffe und der Lage des Gebäudes hegen. Ich bitte Sie, Herr Graf, dem jungen Mann Ihre Bemerkungen mit größter Ausführlichkeit darlegen zu wollen, damit ich in den Stand gesetzt werde, in diesem Werke ein volles Gelingen zu erreichen und Ihre Wünsche zu erfüllen."

Sodann nennt Schinkel die Bedingungen, unter denen Persius sich mit der Angelegenheit befassen werde. Er beanspruche zunächst einmal die Kosten der Reise nach Krakau und zurück, d. h. jedesmal 10 Dukaten für die Poststrecke von 80 Meilen, sowie je 12 Dukaten für je 12 Reisetage hin und zurück, zusammen also 44 Dukaten. Über den Aufenthalt am Bestimmungsort sagt Schinkel ferner: Da dessen Dauer nicht festgelegt werden könne, solle diesmal nach Tagen gerechnet werden, wobei Persius einen Dukaten je Tag erhielte. „Die Bedingungen, unter denen er unter Umständen die Leitung des Baues übernehmen würde, wird er dem Herrn Grafen unterbreiten, nachdem er sich an Ort und Stelle ein Bild über die Verhältnisse gemacht hat. In Berlin erhalten diese jungen Baumeister zwei Taler den Tag und haben stets die Aussicht, als Bauleiter mit festem Gehalt angestellt zu werden, weswegen sie — aus Furcht, ihre Laufbahn zu versäumen — die Hauptstadt nicht gerne verlassen. Aus diesem Grunde dürfen Sie, Herr Graf, die vorliegenden Bedingungen nicht als übertrieben ansehen. Als weitere Bedingung kommt noch hinzu, daß Sie die Freundlichkeit haben wollen, Herrn Persius die 44 Dukaten vor seiner Abreise von Berlin zu bezahlen, damit er mit ihnen die Vorbereitungen für die Reise treffen kann. Wenn ich, nach der Rückkehr von Herrn Persius, über das Ausmaß der Arbeit vollkommene Klarheit gewonnen habe, werde ich dem Herrn Grafen meine eigenen Bedingungen unterbreiten und darum bitten, bei einem Bankier in Berlin eine Summe zu meiner Verfügung zu hinterlegen, mit der ich die Zeichner bezahlen kann, die ich mit der Ausarbeitung des Entwurfs betreuen werde."

Aus dem einen Brief Schinkels spricht seine ganze Fähigkeit, eine bevorstehende große Bauaufgabe in ihren Weiterungen zu übersehen, sogleich die richtigen Maßnahmen einzuleiten und die richtigen Mitarbeiter zu bestimmen. Wer war sein junger Vertrauensmann, den er da empfiehlt und an seiner Statt nach Krakau schickt? Ludwig Persius, damals noch nicht zwanzigjährig, sollte in der Tat sich seines Vertrauens würdig erweisen. Er eigentlich ist der Nachfolger und Vollender Schinkels geworden, der immer sicher blieb in der Selbstverständlichkeit und vornehmen Zurückhaltung, ob er nun eigene Entwürfe gestaltete oder, zu Anfang seiner Laufbahn, sich der Ausführung Schinkelscher Pläne widmete. Schon im Jahre nach dieser Kressendorfer Angelegenheit sollte er für die Bauleitung in Glienicke herangezogen werden, wo Prinz Karl von Preußen sich durch Schinkel einen Sommersitz schuf, der die höchsten Anforderungen an Geschmack und Sicherheit der künstlerischen Mittel stellte. Später leitete Persius weitgehend die Baulichkeiten des kronprinzlichen Charlottenhof im Park von Sanssouci und war verantwortlich beim Bau der Potsdamer Nikolaikirche. Die so überaus reizvollen, an

altchristlichen Basiliken anknüpfenden Anlagen der Heilandskirche bei Sakrow an der Havel und der in Säulengängen malerisch eingefügten Friedenskirche bei Sanssouci sind die Meisterschöpfungen dieses erfolgreichen, doch kurzen Architektenlebens, dem leider ein frühes Ende im besten Mannesalter (1845) beschieden war.

Aus der Dunkelheit unbekannter Schülerschaft hebt Schinkels Brief den Namen Persius erstmalig ans Licht, und wenn Kressendorf für Schinkel nur ein Ruhmesblatt in dem reichen Arbeitsbuche seines Lebenswerkes bedeutet, für Persius bildet es die erste Seite. Seine Reise nach Krakau und was aus ihr folgt, stellt sich dar als sein erstes nicht unrühmliches Auftreten, das auch vor dem prüfenden Auge sachlicher Forschung Bestand hat. Der Bauherr war auf Schinkels Brief eingegangen; er hatte seine Bedingungen angenommen und bat, daß jener Persius oder ein anderer Schüler Schinkels gegen den 8. bis 10. April des Jahres, keinesfalls später, eintreffen möchte. In einem weiteren Briefe vom 10. Juni 1823 dankt Graf Potocki Schinkel dafür, daß er ihm in so freundlicher Weise den Herrn Persius gesandt habe, mit dem er außerordentlich zufrieden gewesen sei.

Nach Berlin zurückgekehrt, konnte Persius über die Absichten des Bauherrn Bericht erstatten, über den geforderten Umfang des Schloßneubaus und die geplante Art seiner Benutzung sowie über den Wunsch nach einem Kirchenneubau und die Art seiner Gestaltung; er konnte ein Bild von der räumlichen Lage von Kressendorf geben und wie sich Schloß und Kirche dem flachen Hügeltal der Rudawa einfügen werde. Das Ergebnis sind einige Zeichnungen Schinkels, die seine Baugedanken in unmißverständlicher Weise wiedergeben, zwei große, sorgsam in Bleistift ausgeführte Schauansichten vom Schloß und von der Kirche (Abb. 2 u. 4) und ein etwas kleineres Blatt mit fünf Einzelrissen für das Schloß, alle drei bezeichnet „Schinkel 1823" und heute im Krakauer Archiv. Das Schaubild vom Schloß, dessen Eigenhändigkeit Schinkel sogar durch ein „inv. et. fec." und als eine für den „Reichsgrafen Arthur Potocki" bestimmte Arbeit durch Unterschrift bezeugt hat, zeigt die landschaftliche Gegebenheit und in ihr die schön und klar begrenzte vierseitige Massenform des Schloßbaues, ähnlich, doch in Einzelheiten abweichend von der Tafel in Schinkels späterer Veröffentlichung seiner Sammlung Architektonischer Entwürfe[11]). Abgesehen von der Verlebendigung des Vordergrundes durch die einfahrende sechsspännige offene Kutsche (statt des Viererzuges vor dem geschlossenen Wagen auf dem Stich) liegt auch das Schloß noch eine Spur herrschaftlicher über dem flachen Wiesenhang des Parkes, breiter und wohl auch edler in den Verhältnissen seiner zweieinhalb Stockwerke. Den mittleren Vorsprung zeichnet eine aus sechs ernsten dorischen Säulen gebildete Eingangshalle aus; rechts und links schließen sich noch je vier Achsen an, während die Seiten des kantigen Bauwürfels je zwölf gleichmäßig fortlaufende Fenster und im obersten Halbgeschoß eine kühne Reihung von 36 kleinen Lukenöffnungen zeigen, die das Ganze wie ein umlaufender Fries zusammenbinden und dem an sich gar nicht besonders riesigen Bau den stolzen Atem, den Schinkelgeist verleihen.

Welch eine klassische Lösung gegen das weitläufige, falsch-theatralische Klein-Versailles der Percier-Fontaine! Welch ein Unterschied aber auch bei dem Entwurf für die Schloßkirche! Wir erinnern uns, daß der Bauherr schon damals aus Paris eine Kirche in gotischem Stil bestellt und jenen Entwurf in verkümmerter mißratener Gotik erhalten hatte, den er dann ganz außer acht ließ. Aber von dem Gedanken, daß die Kirche in mittelalterlicher Bauweise errichtet werden sollte, ließ er offenbar nicht ab; diesen Wunsch wird Persius auch an Schinkel übermittelt haben, der sich in überlegener Weise mit der Aufgabe abfand. Hatte doch das lebendige Ergreifen romantischen Geistesgutes den Künstler schon früh auf die Formenwelt unserer großen

[11]) Die Vorzeichnung für den Stecher abgebildet im 2. Vierteljahresheft 1941 dieser Zeitschrift.

deutschen Vergangenheit gelenkt und sich neu darin versuchen lassen. Wir sprechen jetzt nicht von seinen Malwerken, deren Inhalt ebensooft in der sinnlichen Fülle der Antike wie in der Geistigkeit des Mittelalters seine Wurzeln hat, sondern meinen allein die baulichen Entwürfe jenes Jahrzehnts, die eines Grabhauses für die Königin Luise im Park des Charlottenburger Schlosses, die für den Wiederaufbau der Petrikirche und für den Wiederaufbau der Gertraudenkirche in Berlin oder die ganz erstaunlichen für einen Dom als Denkmal des Freiheitskrieges — um nur einiges zu nennen —, wie sehr fand in solchen Bauten gotischer Formensprache die vaterländisch erregte Fühlweise der Romantik ihren Ausdruck!

Das Schaubild des Entwurfes für die Kressendorfer Kirche (Abb. 4) geht ebenfalls von der räumlichen Gegebenheit und Einbettung in die gepflegte Natur eines Landschaftsparkes aus, wie er dem heiteren Flußtal zur Zierde gereichen sollte. Über einem Gewässer im Vordergrund erheben sich ziemlich steile Böschungen, deren begehbare Kehrwege durch eine Gruppe polnischer Bauern in langen Kitteln deutlich gemacht wird. Die Rasenböschungen gehen nach der Mitte zu in gemauerte Rampen über, die sich durch eine eindrucksvoll schlichte spitzbogig gewölbte Pfeilerstellung verbinden. Vielleicht hat der Auftrag einer von und für eine adlige Herrschaft zu errichtenden Kirche dem Baumeister den Gedanken an eine Gruft eingegeben, auf der sich nun das eigentliche Gotteshaus gründet, auch dies in den Formen sehr einfach und schlicht, überaus würdig. Wie an der dreibogigen Eingangseite des Grabhauses für die Königin Luise Engel Wacht halten, so hier die Gestalten der vier Evangelisten, auf ihren sinnbildlichen Kragsteinen stehend, über sich eine Fensterrose, gerahmt von den Wappen der Potocki und Branicki, zuoberst auf dem Giebelfirst der siegreiche Erzengel Michael, den Schinkel seit dem Freiheitskrieg gern als bildnerischen Schmuck verwendet hat. Das Schiff von vier Jochen endet in kapellenartigen Kreuzarmen, aus denen die beiden Glockentürme wachsen — so steht der Entwurf anschaulich und in seiner Form wie aus einem Guß vor unseren Augen.

Zu diesen beiden malerischen und ihre Wirkung auf den Laien sicherlich nicht verfehlenden Schaubildern hatte Schinkel zweifellos noch Zeichnungen hinzugefügt, aus denen das architektonische Gefüge der beiden Bauten genauer zu erkennen war. Doch hat sich nur das eine „Schinkel 1823" unterschriebene Blatt „Proget(!) d'un Chateau(!) ordonné par monsieur Le Comte Arthur Potocki" erhalten, das fünf Einzelrisse vereinigt: einen Grundriß des ersten und einen des zweiten Stockwerks, den Aufriß der Seite nach dem Städtchen und der Seite nach dem Garten zu sowie einen Durchschnitt, alle in (nicht ganz einwandfreiem — Persiusschem? —) Französisch beschriftet. Hier wird die durchdachte Raumanordnung völlig deutlich. Jedes Geschoß gliedert sich in zwei abgesonderte Fluchten. Unten befinden sich einmal die Fest- und Gesellschaftsräume (Eßsaal, Ballsaal, Billardzimmer und Bibliothek), zum anderen die Wohnung des Bauherrn samt Gattin, oben die Wohnung des Bruders samt Gattin, zum andern Kinderzimmer, Arzt-, Erzieher- und Gästekammern. In jedem Geschoß trennt ein in der Mitte durchlaufender Gang die beiden Hälften, so daß der Binnenhof ebenfalls in zwei kleinere zerfällt — alles in allem, sollte man meinen, ein tadelloser und brauchbarer Vorschlag.

Und welches war sein Schicksal? Wie so oft, wenn es sich nicht um staatliche, sondern private Aufträge handelt und daher durchgehend und genau geführte Akten fehlen, ist die weitere Entwicklung nicht ganz durchsichtig, indessen aus den vorhandenen Beständen und Befunden im allgemeinen doch wohl zu erschließen. Schinkels Pläne müssen gefallen haben, sonst wäre nicht die Reihe von fast ein Dutzend Blatt Ausführungszeichnungen für den Schloßbau angefertigt und dem Bauherrn zugesandt worden, die sich bis heute im Potocki-Archiv erhalten haben, und sonst wäre die Kirche nicht nach dem Entwurf Schinkels erbaut worden, worauf gleich noch zurückzukommen sein wird. Was die Schloßbauzeichnungen betrifft, so sind diese höchst wahrscheinlich auf Grund der beschriebenen Entwürfe Schinkels und unter seiner Leitung von

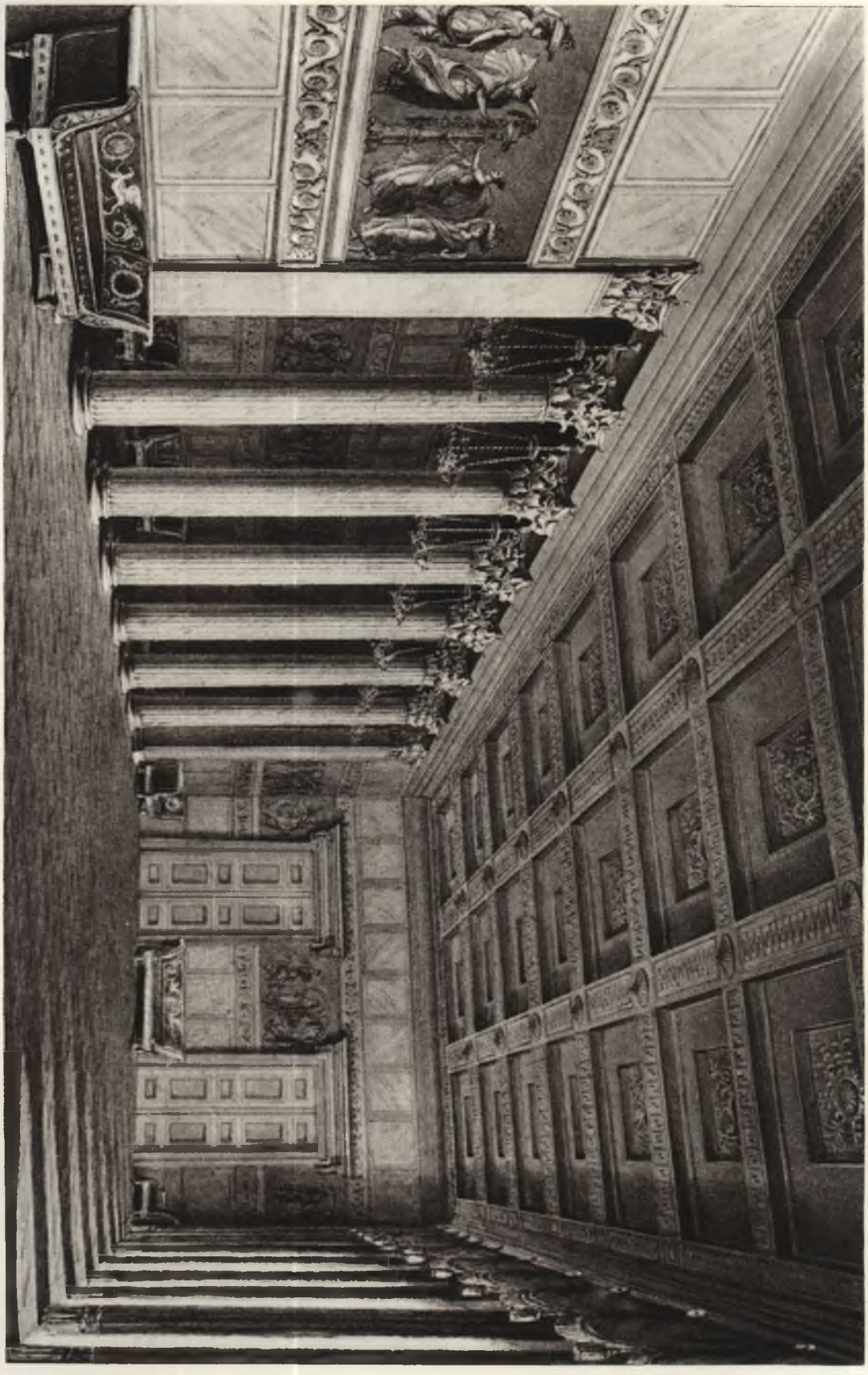
Persius hergestellt, und zwar drei Blatt Grundrisse (Kellergeschoß, erstes und zweites Stockwerk), drei Blatt Aufrisse und Schnitte (deren im ganzen sechs), drei Blatt Angaben für die Raumgestaltungen (Ballsaal, Eßsaal, Billardzimmer, Bibliothek, Mittelflur — dieser z. T. farbig —) und für einzelne Bauglieder Freitreppe, Tor, Fenster, Gesimsecke: schließlich zwei Blatt mit perspektivischen Innenansichten vom Festsaal und vom Mittelflur. Die Reihe ist also umfassender und vollständiger als die später (1826) vom Künstler selber in dem 7. Hefte seiner Sammlung Architektonischer Entwürfe veröffentlichte, wo (mit Einschluß der Gesamtansicht des Äußeren) auf nur sechs Blatt eine Auswahl dieser Baurisse wiedergegeben wurde.

Zumal die mit Wasser- und Deckfarben sinnfällig und ansprechend angelegten Schaubilder (Abb. 5), einmal das Innere des großen Festsaals mit der herrscherlichen Säulenstellung an der einen Längswand den Fenstern gegenüber, zum andern die lange Flucht des Mittelganges zwischen beiden Höfen, von der Eingangstreppe her gesehen, zeigen, in welcher großartigen und edlen, dem Antik angenäherten Haltung Schinkel den Schloßbau geplant hat, ähnlich, doch weit bedeutender als die etwa gleichzeitigen Schloßanlagen für Baron Wilhelm von Humboldt in Tegel und für den Prinzen Karl von Preußen in Glienicke. Welche Bedeutung der Baumeister selbst seiner Schöpfung beimaß, wird auch aus der besonders ausführlichen Erläuterung ersichtlich, die er zu seiner Veröffentlichung gab. Dort werden ziemlich eingehend auch die Auszierungen und die farbige Gestaltung der Haupträume beschrieben, so des Tanzsaales (vgl. Abb. 5), „...zwischen Marmortäfelungen von hellrötlicher Farbe ein Feld, in welchem auf sanftem himmelblauem Grunde ländliche, feierliche, festliche Tänze aller Art dargestellt sind. Einfassungen mit vergoldeten Ornamenten umgeben dieses Feld. Die Möbel sind in Purpur mit goldgelb eingewirkten Verzierungen gehalten, die Gestelle selbst vergoldet." Der Bericht schließt mit dem ungewissen Satz: „Der Bau des Schlosses ist zur Zeit noch nicht vollendet."

Um Hoffnungen so oft betrogener Schinkel! Nein, der Bau war weder vollendet noch überhaupt begonnen, noch sollte er je nach seinem Plan begonnen werden. Ob die Absicht doch zu sehr ins Große gegangen und der Entwurf für den derzeitigen Vermögensstand der Familie Potocki nicht tragbar war, zog sich der Bruder aus dem gemeinsam geplanten Unternehmen zurück oder verwirrten einmal wieder wie fast dauernd in jenen Jahrzehnten die politischen Verhältnisse Handel und Wandel? Der Adel stand gegen die Verfassung der seit 1815 bestehenden Republik Krakau, 1829 sahen sich die Schutzmächte sogar zum Eingreifen genötigt. Graf Arthur Potocki kränkelte, und vielleicht auch aus diesem Grunde, obwohl gelegentlich sein Güterverwalter an den zu unternehmenden Schloßbau mahnend erinnerte, kam nichts zustande. Die Jahre verrannen. Im Sommer 1832 mußte Schinkel eine dienstliche Besichtigungsreise durch Schlesien ausführen. Wohl beunruhigt über das Schicksal seiner Baupläne für Kressendorf, unternahm er den Abstecher nach Krakau, wo er nur eine Enttäuschung erleben konnte. Sein Auftraggeber Graf Potocki war am 1. Januar 1832 gestorben, der Sohn Adam erst zehn Jahre alt. Aber die Witwe Sophie Potocka scheint eine Frau voll frommen Eifers gewesen zu sein, die nun, wenn auch nicht mit dem Schloßbau, so doch wenigstens mit der Errichtung der Kirche zu Kressendorf Ernst machte.

Im gleichen Jahre 1832 wurde im Dom auf der Krakauer Burg die Dreifaltigkeitskapelle (neben dem Seigerturm) durch den Wiener Baumeister Peter von Nobile zu einem Familienbegräbnis der Potocki ausgebaut. Noch heute ist ihr vornehmster Schmuck das von der Hand Thorvaldsens geschaffene Denkmal für ein anderes Mitglied der Familie, den Grafen Wladimir Potocki, der 1812 als junger Artillerieoberst des durch Napoleon begründeten Sächsischen Fürstentums Warschau seinen Tod gefunden hatte. Schon bald hatte sich dessen Gattin, eine andere Gräfin Sophie Potocka, an den berühmtesten Bildhauer Europas gewandt; doch kam von dem Geplanten nur das Standbild des Verstorbenen zur Ausführung, nach Dagobert Freys Urteil „im leben-

4. ENTWURF FÜR DIE KIRCHE IN KRESSENDORF, BLEISTIFTZEICHNUNG VON SCHINKEL, 1823, 45×70 cm. STAATSARCHIV KRAKAU



5. BALLSAAL IM SCHLOSSENTWURF FÜR KRESSENDORF, FARBZEICHNUNG VON PERSIUS, 19×31 cm, STAATSARCHIV KRAKAU

digen Ausdruck selbstbewußter Jugendlichkeit eines der frischesten Werke des Meisters“[12]). Eine Wiederholung von Thorvaldsens Christus in der Frauenkirche zu Kopenhagen und mehrere Bildnisbüsten wurden in der Potocki-Kapelle des Domes (neben dem Turm der „Silbernen Glokken“) aufgestellt. Dergleichen Vorgänge mögen anregend und beispielgebend für Kressendorf gewirkt haben, zugleich aber auch vereinfachend, indem auf eine Gruftkirche, wie Schinkels Plan sie vorgesehen hatte, im Hinblick auf die beiden Gedenkstätten im Dom verzichtet werden konnte — sehr zum Schaden des ursprünglichen Baugedankens, da gerade jene schlichte großformige Unterwölbung des Gotteshauses die künstlerisch hervorragendste Seite des Entwurfes gewesen war (vgl. Abb. 4).

Gleichwohl mußte ein Mann gefunden werden, der den Bau der Kirche leitete, und er wurde zunächst in der Person eines Italieners gefunden, Francesco Lanci, der, 1799 in Fano geboren und auf der San Luca-Akademie in Rom ausgebildet, 1825 nach Polen gekommen war, wo er, als Franciszek Marja Lanzi bis zu seinem Tode 1875 wirkend, zeitlebens ein Arbeitsfeld finden sollte und uns auch bei dem späteren Schloßbau in Kressendorf noch beschäftigen wird[13]). Zunächst bei der Familie Malachowski für verschiedene Baulichkeiten in Konskie tätig, kam er gegen 1830 als Inspektor der Akademiegebäude nach Krakau, wo er Pläne für die Wiederherstellung des Wawel sowie für die Gruft Kósziuskos im Dom aufstellte. Durch den Umbau eines Schlosses in Dzikow (Kreis Tarnobrzig) für den Grafen Tarnowski, der ein Freund der Familie Potocki war, wurde er dieser bekannt und also nun auch für das Kressendorfer Bauvorhaben herangezogen, indessen vorerst mit wenig Glück, wie einer seiner Briefe an den Rechtsbeistand der Witwe vom 12. Juli 1833 dartut. Er kommt darum ein, ihn von dem Vertrag wieder zu lösen, da es ihm widerstrebe, nicht nach seiner Überzeugung und seinen künstlerischen Grundsätzen handeln zu können, und bittet, jemand anders mit der Leitung der Arbeiten zu betrauen. Mit Schinkels schlichter, fast sachlicher Gotik konnte sich der Mann, scheint's, wenig anfreunden. Sein Umbau des erwähnten, übrigens aus dem 16. Jahrhundert stammenden Schlosses Dzikow ist mit schlecht nachempfundenen gotischen Zutaten verbrämt. Auch aus späterem Briefwechsel geht sein bedenklicher Geschmack hervor, da er von den Potockis um den Entwurf einer Friedhofskapelle ersucht wird, der aber einfacher sein müsse und entsprechend der Bauart der deutschen Kirche in Kressendorf („en respondence à l'architecture de l'église allemagne“).

An Lanzis Stelle trat ein Deutscher namens Hofbauer, angeblich und auch wahrscheinlich ein Schüler Schinkels, über den aber nähere Angaben fehlen. Vielleicht lassen sich im Kressendorfer Gutsarchiv, das für diese Arbeit nicht eingesehen wurde, noch weitere Feststellungen treffen; möglicherweise finden sich dort zur Ergänzung der Entwurfszeichnungen Schinkels auch noch die Bauausführungsblätter, die zweifellos wie für das Schloß ebenfalls für die Kirche vorhanden gewesen sein müssen. Dem Hofbauer kann man jedenfalls das Zeugnis ausstellen, daß er sich. abgesehen von dem Gruftunterbau, getreu an Schinkels Entwurf gehalten hat, soweit die Schauansicht dies beurteilen läßt. Mit besonderer Liebe und Sorgfalt ist an der Eingangsseite die Verblendung mit schönem Sandstein ausgeführt, so daß man vor der würdig schmucklosen Vorhalle fast den Eindruck einer alten frühgotischen Anlage gewinnt. Die Ziegelsteinmauern der übrigen Außenwände mit ihren einfachen Strebepfeilern, sparsam versetzt mit Hausteingliederung an Fenstergewänden, an Sohlbank und Dachgesimsen, all das erscheint als untadlige und saubere Arbeit Auch die Gestaltung des Innenraums als gotische Bündelpfeilerhalle mit ihrem durch zierliche Gurte und Rippen gegliederten Deckengewölbe ist einheitlich und gewiß ganz Schinkelschen Geistes. Selbst Bänke, Beichtstühle, Kanzel und Altar, so mager die gesamte Ausstattung im Wesen anmutet, trägt sie doch den Stempel preußischer Neugotik. Das Altargehäuse umrahmt heute ein schlechtes polnisches Bild; das ursprüngliche befindet

[12]) Dagobert Frey, Krakau, Deutscher Kunstverlag Berlin 1941, S. 43.
[13]) Angaben über die Tätigkeit Lanzis bei Stanislaw Loza, Slownik Architektow usw. a. a. O.

sich jetzt in der rechten Seitenkapelle. Es ist zweifellos Berliner Ursprungs und Ende der dreißiger Jahre entstanden, vermutlich von der Hand Wilhelm Wachs. Die thronende Madonna, von Engeln umgeben und vor ihr, ganz nach alter Stiftersitte von ihren Namensheiligen empfohlen, die Familie Potocki, halb abgewandt der verstorbene Graf Arthur, gegenüber die Witwe und als Jüngling der etwa achtzehnjährige Sohn Adam.

Und der Schloßbau? Eben dieser Graf Adam Potocki war es, der bereits zu Anfang dieser Darlegungen als der eigentliche Bauherr des jetzigen Schlosses genannt wurde. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren schloß er 1847 in Dresden mit Katharina Branicka die Ehe, und nun nahm er, was seinem Vater nicht gelungen war, den Neubau des Schlosses sogleich mit junger Kraft in die Hand. Von Schinkels Entwurf, von den Vorarbeiten des Persius war keine Rede mehr; das lag anderthalb Jahrzehnte zurück. Mit Plan und Ausführung beauftragt wurde wieder jener italienisch-polnische Lanci oder Lanzi, obgleich er inzwischen nach Warschau übergesiedelt war, und noch im Jahre der Heirat 1847 begannen unter der örtlichen Leitung eines Potockischen Güterbeamten Antoni Baumann aus Landshut die Ausschachtungen auf dem Hügel von Kressendorf, das Holz- und Steinefahren und alle Vorbereitungen. Die Urkunde der Grundsteinlegung ist am 25. Juni 1850 ausgefertigt und außer dem jungen Ehepaar und dessen Gästen Livio Principe Odeschalchi und Zofia Branicka-Odeschalchi als Zeugen unterzeichnet von Lanci, Baumann und Maurermeister Beim.

Was in den nächsten Jahren erstand, wird mit hinreichender Deutlichkeit aus späteren Bauzeichnungen anschaulich, von denen die wichtigste hier abgebildet sei (Abb. 3). Sie stammen von Filip Pokutyński, der, 1829 in Warschau geboren, sich in Deutschland, Frankreich und Italien ausgebildet hatte, seit 1856 als Professor am Technikum in Krakau wirkte und hier an der Hauptstraße, Ecke Markusgasse als sein Hauptwerk die Akademie der Wissenschaften baute, ein stattliches Haus, an dem heimische Forscher eine Bewährung der Schülerschaft Schinkels bewundert haben[14]). Seine Zeichnungen des Kressendorfer Schlosses vom Jahre 1858 sind wohl dahingehend zu deuten, daß an dem durch Lanci erstellten Hauptbau, der sich mit angenehmer Massenverteilung in Mittelhaus und zwei durch kurze Zwischentrakte verbundene, übrigens nicht ganz gleiche Seitenhäuser gliedert, ein rückwärtiger Flügel mit kleinen Anbauten wie Wintergarten[15]) und Hauskapellchen angefügt werden sollte. Den Akten zufolge hat Feliks Księżarski (Vertrag vom 31. März 1858) die Bauleitung für die Anfügung des Flügels in Händen gehabt. Auch er, 1820 in Krakau geboren, hatte die Grundlagen seiner Schulung in Deutschland, in München genossen, war dann von der Ingenieurschule in Metz als Wegebaukondukteur nach Paris gegangen und lebte seit 1848 wieder in Krakau. Trotz einer merklichen Unruhe, die schon gewiß im Gegensatz zu Schinkels klarer klassischer Lösung steht, bewahrt der Bau dennoch durchaus gute Haltung, die auch hier zweifellos preußische Schulung verrät und eine Erinnerung aufkommen läßt an bestimmte Straßenzüge mit landhausähnlichen Wohngebäuden in Potsdam.

Erst der nächste Besitzer der Herrschaft, der 1861 als Sohn des Grafen Adam geborene Graf Andreas Potocki, der als österreichischer Statthalter für Galizien in Krakau und sommers in Kressendorf residierte, verwandelte das landhausartige Gepräge in ein schloßähnliches. Sein Mann war der ihm gleichaltrige Sygmunt Hendel, der seit den achtziger-neunziger Jahren bis zu seinem Tode 1929 eine Menge von mehr oder minder großspurigen Bauten hinterließ, wie sie damals gang und gäbe waren[16]). Anfang der neunziger Jahre baute er Kressendorf um, so gründlich, daß

[14]) Feliks Kopera, Sztuka (Kunst), in: Kraków w XIX w. (Krakau im 19. Jh.), Bibljoteka Krakowska, Krakau 1932, S. 32ff.

[15]) Der achteckige recht großräumige Wintergarten beherbergt eine gute Marmorfassung eines der berühmtesten Bildhauerwerke aus dem früheren 19. Jahrhundert: Thorvaldsens Merkur als Argustöter.

[16]) Leonard Lepszy, Krakau, Leipzig 1906, S. 101ff.: Baukunst des 19. Jh.

der Bau von 1850 nur mit Mühe wiederzuerkennen ist[17]). Vor allem sind es die vier Türme, die er dem bis dahin vergleichsweise bescheidenen Mittelhaus an den vier Ecken anfügte, wodurch das Aussehen so völlig verändert erscheint. Am wenigsten erfreulich wirken die obersten Turmstuben, bei deren äußerer Verzierung er sich in frei erfundener kleinlicher Formensprache erging. Welche Veränderungen sonst und besonders auch im Innern unternommen wurden, inwieweit fernerhin der letzte Umbau Schlechtes beseitigt, gutes Altes wiederhergestellt hat und das Ganze als Wohn- und Repräsentationsbau für den Generalgouverneur in Form brachte — das alles noch darzustellen, würde die dieser Abhandlung gesteckten Grenzen überschreiten.

[17]) Gute Abbildungen des heutigen Zustandes im 2. Vierteljahresheft 1941 dieser Zeitschrift.

BUCHBESPRECHUNGEN

Das Recht des Generalgouvernements. 3. völlig neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Ministerialrat Dr. Albert Weh, Leiter des Amts für Gesetzgebung in der Regierung des Generalgouvernements. 5. Ergänzungslieferung. — Burgverlag Krakau, Verlag des Instituts für Deutsche Ostarbeit Krakau, 1943, 494 Blatt.

Anders als die bisher erschienenen Ergänzungslieferungen, die das Werk als ganzes jeweils auf den Stand eines späteren Stichtages fortführten, geht die Neulieferung von dem bis zum 1. 11. 1941 erschienenen Gesetzesstoff aus und verarbeitet in dieses Grundwerk alle dazu ergangenen Änderungen nach dem Stand vom 1. 2. 1943. Diese neue Zielsetzung kommt vor allem der Verwaltungspraxis zugute. Wenn auch das Werk nunmehr den Gesetzesstoff eines früheren Stichtages zur Grundlage hat, so ist dafür die Gewähr geboten, daß dieser zeitlich beschränkte Gesetzesstoff keine veralteten und überholten Vorschriften enthält. Aus Ersparnisgründen sind nunmehr verschiedene Vorschriften, wie z. B. die Tarifordnung für nichtdeutsche Angestellte und Arbeiter (TO. I. und TO.II.) sowie die Reisekostenverordnung für Nichtdeutsche unter B 383, B 384 und B 390 sowie die Verordnung über das Meldewesen und über die Ausländerpolizei unter B 490 und B 492 nur nach Titel und Fundstelle, nicht mehr dagegen dem vollen Wortlaut nach aufgenommen worden. Es wäre zu begrüßen, wenn sich das Fehlen dieser Vorschriften, das in der täglichen Verwaltungspraxis als Lücke empfunden wird, bei dem geplanten Neudruck des Gesamtwerkes beheben ließe.

Dr. Siegmund **Dannbeck,** Krakau

Adolf Eichler, Deutschtum im Schatten des Ostens. Ein Lebensbericht. Dresden: Meinhold Verlagsgesellschaft 1942. 688 S.

Jeder Leser obiger Lebenserinnerungen wird das umfangreiche Buch mit dem dankbaren Gefühl fortlegen, daß vor ihm nicht nur ein ungewöhnlich wechselvoller, farbiger Lebensweg in gefälliger Sprache und lebendiger Schilderung ausgebreitet, sondern daß vor allem sein Wissen um das Schicksal des Deutschtums im Osten in seiner Auseinandersetzung mit Polen und Russen um mehrere sehr wesentliche Kapitel bereichert wurde. Eichler, dessen Eltern aus dem Litzmannstädter Raum stammten, sich einige Jahre als Kolonisten in Wolhynien versuchten, dann aber nach Litzmannstadt zurückkehrten und in der Scheiblerschen Fabrik ihren Lebensunterhalt fanden, läßt vor unsern Augen als Grundlage, Schicksal und Verpflichtung des eigenen Daseins die Geschichte jener deutschen Wirtschaftspioniere Kongreßpolens und ihrer revolutionierenden Leistungen erstehen, von denen wir bisher immer noch eine unzureichende Kenntnis haben. Aus eigenem Erleben (geb. 1877) kennt Verfasser die Verhältnisse seit den 80er Jahren. Indem er aber nach den Wurzeln und Fundamenten der damaligen Zustände fragt, führt er uns in den Anfang des Jahrhunderts zurück. In anschaulicher Charakteristik erstehen vor uns Schicksale und Gestalten, Pläne und Projekte. Wir erfahren von den vielfältigen Versuchen, durch Gründung von Zeitungen und Zeitschriften, woran Verfasser selbst unter großen materiellen Opfern beteiligt war, das geistige Leben des Litzmannstädter Deutschtums wachzuhalten und zu fördern. Seine kaufmännische Tätigkeit als Vertreter einer großen deutschen Industriefirma führt ihn aber auch nach Südrußland. Überall gilt sein Interesse dem Schicksal der deutschen Menschen. Die Sorge und der Kampf um die Erhaltung des Deutschtums wird mit zwingender Notwendigkeit seine eigentliche Lebensaufgabe.

Als der Weltkrieg über Kongreßpolen hinwegrollte, die Schlacht um Lodsch geschlagen war, stand Eichler wieder in der vordersten Linie jener Männer, die das Deutschtum sammeln und aktivieren halfen. Nach dem Zusammenbruch 1918, in dem er sein Hab und Gut verlor, wurde Verfasser einer der eifrigsten und zähesten Kämpfer für das Deutschtum in Ost- und Westpreußen. Die Schilderung seiner schwierigen Tätigkeit im ostpreußischen Heimatdienst und in Berlin während der Abstimmung im Jahre 1920 bedeutet nicht nur ein Ehrenkapitel in seinem eigenen Leben, sondern auch ein Ruhmesblatt für alle jene aufrechten Männer und Frauen, die in der Zeit tiefster Not ihre deutsche Pflicht nicht vergaßen.

Nach mehrjähriger Tätigkeit als Leiter des Heimatdienstes und als Schriftleiter in Allenstein fand Eichler 1925 im Fürsorgedienst für die rußlanddeutschen Flüchtlinge in Berlin ein großes und schönes Arbeitsfeld. Seine Hauptaufgabe sah er darin, den vielgeprüften Rußlanddeutschen, die in den Notzeiten im Reich keine Existenzgrundlage finden konnten, in Südamerika eine neue Heimat zu schaffen. Aber auch in dieser Zeit gehörte seine Liebe vor allem dem Deutschtum im Litzmannstädter Raum, das er — besonders in seinem Kampf mit dem Generalsuperintendenten Bursche — zu unterstützen suchte.

Mit aufrichtiger Achtung sieht sich der Leser einem Leben gegenüber, dem der Kampf für das Deutschtum im allgemeinen, vor allem aber für das Deutschtum seiner so wenig bekannten Heimat, ohne daß dieser Kampf ursprünglich im Lebensplan gelegen hat und bewußt gesucht wurde, als Verpflichtung und letzter Inhalt zugewachsen ist. Eichler hat mit diesem Erinnerungsbuch, dessen wissenschaftliche Benutzung durch ein gutes Namen- und Sachregister sehr erleichtert ist, nicht nur dem Deutschtum im Litzmannstädter Raum ein schönes Denkmal errichtet, sondern auch der historischen Forschung der kommenden Jahrzehnte einen unschätzbaren Dienst erwiesen, indem er die Personen und Entwicklungsphasen herausstellte, über die die „Akten" üblicherweise nichts enthalten. So wird sein „Lebensbericht" auch in Zukunft eine wertvolle Quelle für die Geschichte des Ostdeutschtums im 19. und 20. Jahrhundert bleiben.

Dr. Josef **Sommerfeldt,** Krakau

Erdmann Hanisch, Geschichte Rußlands. 2 Bände. Freiburg im Breisgau: Herder u. Co. Bd. I. (Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts) 1940. 242 S. (2. Aufl. 1943. 255 S.), Bd. II (Von 1801 bis 1917) 1941. 253 S.

Der Osten Europas hat in der deutschen Wissenschaft im Vergleich zum Westen bisher nicht die Beachtung und Berücksichtigung erfahren, die er im Hinblick auf seine schicksalhafte Bedeutung für das Leben unseres Volkes verdient. Seit Theodor Schiemanns zweibändigem Werk über Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert (1886/87) vergingen über dreißig Jahre, bis Karl Stählin in seiner vierbändigen Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart (1923—1939) wieder eine Gesamtdarstellung vom deutschen Standpunkt versuchte. So bedeutete es eine erfreuliche

Bereicherung der wissenschaftlichen deutschen Rußlandliteratur, als die aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts stammenden Werke der bedeutenden russischen Historiker W. Kliutschewskij und S. F. Platonow in den Jahren 1925—1927 ins Deutsche übersetzt und damit einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht wurden. Gewiß wurden in den letzten zwei Jahrzehnten wesentliche Zeitabschnitte und Problemkreise aus der russischen Geschichte in Einzeldarstellungen geklärt; aber gegenüber dem langsam wachsenden Werk Stählins waren sie von geringerer Bedeutung.

Neben Stählins Werk tritt nun die obige Darstellung von Hanisch. Verfasser, der im Jahre 1923 eine Geschichte Polens veröffentlichte, die noch heute trotz ihrer eigenwilligen Einteilung des Stoffes zum Besten gehört, was wir auf diesem Gebiet haben, besitzt die bei Wissenschaftlern oft vermißte Gabe, Geschichte wirklich zu erzählen, aus komplizierten Zusammenhängen die Hauptlinien mit Unterdrückung des Nebensächlichen überzeugend herauszuheben und die maßgebenden Gestalten und historischen Kräfte mit wenigen Worten ausreichend zu charakterisieren. Diese schon in der Geschichte Polens bewiesene Fähigkeit des Verfassers gibt auch der Geschichte Rußlands Gepräge und bleibenden Wert.

Die Einleitung des umfangreichen Stoffes ist so getroffen, daß die Darstellung immer ausführlicher wird und weiter ins Einzelne geht, je mehr sie sich der Gegenwart nähert. Der erste Band besitzt, nach einer kurzen Schilderung der ältesten Geschichte (Dnjepr-Rußland) und des Werdens und Aufstiegs des Moskauer Staats, sein Schwergewicht in der Darstellung der Zeit Peters d. Gr. und Katharina II. Im zweiten Band ist mehr als die Hälfte der Zeit Nikolaus II. gewidmet.

Verfasser schreibt vor allem politische Geschichte. Die Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Probleme findet demgegenüber weniger Beachtung. Dagegen beschäftigen sich im zweiten Band zwei besondere Kapitel mit der russischen Literatur im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts.

Wie Stählins Werk schließt auch das obige mit dem Jahre 1917 ab und überläßt die sowjetische Zeit einem „eventuellen" dritten Band. Die Erklärung für die offensichtliche Scheu der Wissenschaft vor der Fortführung der Darstellung über das Jahr 1917 hinaus dürfte wohl weniger darin zu suchen sein, daß sich die Entwicklung des Bolschewismus als Ganzes heute noch nicht überschauen läßt, als vielmehr in dem richtigen Gefühl, daß eine Darstellung, die dem Bolschewismus als historischem Phänomen gerecht werden will, eine viel gründlichere Erforschung und Herausarbeitung seiner sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen verlangt, als sie die Wissenschaft bis heute aufweisen kann. Die Einbeziehung des Bolschewismus in eine Gesamtdarstellung der Geschichte Rußlands erfordert seine Verankerung und Grundlegung in der Problematik des osteuropäisch-asiatischen Raumes und dürfte in Zukunft wohl zu mancher neuen Sicht und neuen Bewertung sozialer und wirtschaftlicher Entwicklungsphasen und -tendenzen in der Vergangenheit führen.

So scheint uns die klar gegliederte und durch ein reifes, von langjähriger gründlicher Beschäftigung mit dem gewaltigen Stoff zeugendes Urteil ausgezeichnete Darstellung eine sehr gelungene Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse zu sein, aber kaum einen neuen Ansatz in der Geschichtsschreibung über Rußland zu bedeuten. Diese Feststellung kann das Interesse des Lesers für den „geplanten Abriß der Ereignisse seit der Machtergreifung durch die Bolschewisten" natürlich nur erhöhen.

Dr. Josef **Sommerfeldt**, Krakau

Deutsche Ostforschung — Ergebnisse und Aufgaben seit dem ersten Weltkrieg / Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Band 1: 596 Seiten, Band 2: 642 Seiten.

Im dritten Heft des vierten Jahrgangs dieser Zeitschrift wurde bereits aus der Sicht des Landeskundlers der erste Band des neuen deutschen Standardwerkes zum Stand der wissenschaftlichen Erforschung der Ostbewegung unseres Volkes — dem Altmeister dieser Wissenschaft, Albert Brackmann, zum 24. Juni 1941 gewidmet — besprochen. Es erscheint daher angemessen, neben einigen grundsätzlichen Bemerkungen zu den beiden Bänden für den ersten Band nur eine Ergänzung zu den in der erwähnten Besprechung nur aufgezählten historischen Beiträgen zu liefern und dann sofort zum zweiten Band überzugehen.

Es wird lange dauern, ehe sich die Fülle der hier aufgezeigten neuen Erkenntnisse in das Tagesschrifttum übergelenkt hat. Um so dringlicher aber muß ihr intensivstes Studium durch alle jene, die mit Ostfragen zu tun haben, erwartet werden. Daß nun auch der zweite Band mit über 600 Seiten im vierten Kriegsjahr herauskommen konnte, ist eine Großtat, für die den Herausgebern, vor allem Direktor Papritz, dem Verlag und überhaupt allen beteiligten Stellen höchster Dank gebührt.

Großartig die Universalität, mit der Probleme der politischen, Wirtschafts-, Handels- und Kunstgeschichte nebeneinander aufgerollt und aufgezeigt werden aus der tiefen Erkenntnis, daß letztlich nur die zusammenhängende Schau aller dieser Gebiete neue Erkenntnisse wird vermitteln können, die aber fundamental sein werden, weil sie abseits von aller Vereinzelung bestimmter Disziplinen die doch letztlich aus einer gemeinsamen integralen Lebenshaltung der deutschen Menschen im Osten in früheren Zeiten erwachsenen verschiedenen Erscheinungen betrachtet.

I. Band: Das Schwergewicht der vorgeschichtlichen Beiträge (W. La Baume, C. Engel, E. Petersen) liegt auf der Herausarbeitung der Tatsache, daß es die Goten waren, die zuerst den Ostraum politisch einigten und in der Herausstellung der „Kontinuität der Blutsströme", die wertvollstes germanisches Blut den Westslawen zufließen ließ und so wesentlich zu der Härte der kommenden Auseinandersetzungen beitrug.

In der Reihe der geschichtlichen Beiträge sind die Erkenntnisse der älteren Forschergeneration (Aubin, Kötzschke, Mayer, Rörig usw.) mit den Bemühungen der Jüngeren (Kasiske, Morré, Sappok u. a.) eindrucksvoll vereinigt. Nur einzelnes sei aus der Fülle herausgegriffen: Aubin verweist in seinem „Gesamtbild der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung" vor allem auf die Notwendigkeit einer intensiven Durchforschung der binnendeutschen Verhältnisse als Voraussetzung für weitere Erkenntnisse auch in der Ostforschung. Th. Mayer legt den gegenwärtigen Stand der Forschung in bezug auf die wichtigsten Fragen der kaiserlichen Ostpolitik dar, Rörig in sehr instruktiver Weise die „Wandlungen der Hansischen Geschichtsforschung seit der Jahrhundertwende". Kasiske beschreibt die zahlreichen Arbeiten zur Geschichte des Deutschen Ordens, wobei der 1941 gefallene Autor eine Reihe wesentlicher Erkenntnisse, z. B. über das Verhältnis zu den Preußen usw., den Thesen der polnischen Wissenschaftsprogapanda entgegenstellt. Sappok betont in seinen „Grundzügen der osteuropäischen Herrschaftsbildungen im frühen Mittelalter" mit Recht erneut die Notwendigkeit für die ganz eigen geartete Ordnungswelt des Mittelalters speziell in Osteuropa, um zu ebenso eigenartigen Begriffen in Recht und Verfassung vorzustoßen.

Erich Maschkes vorzüglich unterbaute Untersuchung vermag über „das mittelalterliche Deutschtum in Polen" gerade wegen der öfteren Heranziehung von Quellen erster Hand und der gründlichen Kenntnis des gesamten deutschen und polnischen Schrifttums für ein so wesentliches Problem der deutschen Ostforschung Grundlegendes auszusagen.

II. Band. Es können auch hier nun keineswegs alle Beiträge im einzelnen vorgelegt werden. Es sei ebenfalls eine Auswahl und Zusammenfassung gestattet.

Brunner, Hartung und Kretzschmar schildern die Auseinandersetzungen der deutschen Länder als Machtzentren mit den Problemen im Südosten, Osten und Nordosten, wobei zugleich die innere Substanz dieser „Staatsbildungen" eingehend geprüft wird (vor allem von Otto Brunner: „Die Habsburgermonarchie und die politische Gestaltung des Südostens").

Wertvolle Erschließung einer Fülle von Material gibt Walter Kuhn mit seiner nach Siedlungsräumen geordneten Zusammenschau über „die Erforschung der neuzeitlichen deutschen Ostsiedlung". „Die deutsche Geschichtsforschung in den baltischen Landen" schildert R. Wittram. Für den Nordosten faßt Hildegard Schaeder die „Epochen der Reichspolitik im Nordosten von den Luxemburgern bis zur Heiligen Allianz" in der Auseinandersetzung mit den wenigen vorhandenen Arbeiten klar zusammen. Weitere Forschungsübersichten geben A. Lattermann („Deutsche Forschung im ehemaligen Polen 1919—1939"), W. Wostry „Sudetendeutsche Geschichte 1918—1938, Forschung und Darstellung", und Irma Steinsch („Die Entwicklung der deutschen Volkstumsforschung in Ungarn vom ersten Weltkrieg bis zum Wiener Vertrag").

H. Weidhaas führt uns nicht nur „die deutsche kunstgeschichtliche Forschung im deutschen Nordosten und seinen Nachbarländern" vor, sondern setzt sich zugleich mit hochbedeutsamen Fragen der Kunstwissenschaft im allgemeinen und speziell im Osten auseinander. Diese Prüfung der Grundfragen erweist sich als unumgänglich, da „in Osteuropa Kunstgeschichte innerhalb einer ganzheitlichen Betrachtung der Wissenschaft zu betreiben" ist (S. 557).

In „Stand und Aufgaben der Forschung zur deutschen Handelsgeschichte in Ostmitteleuropa" gibt J. Papritz einen umfassenden Einblick in die Ziele und Strebungen der deutschen und fremdsprachlichen (vor allem polnischen) Literatur. Das Ziel allerdings, „der wirtschaftlichen und kulturellen Leistung des deutschen Kaufmanns im Osten ein würdiges Andenken zu verschaffen und zu sichern", wird erst noch die deutsche Forschung der Zukunft zu leisten haben.

Probleme zwischen Volkstum und Wirtschaft schildern eindringlich W. Kohte („Wirtschaftsentwicklung und Volkstumskampf der neueren Zeit im deutsch-westslawischen Grenzraum"), und H.-J. Seraphim („Industrieprobleme in volklicher Sicht. Dargestellt am Beispiel des deutsch-polnischen Grenzraums"), während P.H. Seraphim das Problem „Deutschtum und Judentum in Osteuropa" aufrollt. Eine Reihe von anderen Beiträgen zur Verfassungs-, Geistes- und Volkstumsgeschichte des Ostens ergänzen das durch die oben angeführten Aufsätze gezeichnete Bild in vollkommener Weise, so daß die beiden Bände „Deutsche Ostforschung" einen selten klaren Einblick in die Problemlage und den sachlichen Erkenntnisstand einer für das Schicksal unseres Volkes wohl unbezweifelt zentralen Wissenschaft gewährt, der bald Gemeinbesitz aller werden sollte, die sich mit Ostfragen befassen.

Dr. Erwin **Hoff**, Krakau

Nicolaus Coppernicus — Wandler des Weltbildes — Von Rembert Ramsauer, Dr. Georg Lüttke-Verlag, Berlin, 1943.

Die Gesellschaft zur Erforschung Deutscher Kulturleistungen hat zum zehnjährigen Jubiläum diese knappe Biographie des großen deutschen Astronomen vorgelegt. Es ist verständlich, daß auf insgesamt 76 Seiten, von denen 60 überdies durch Abbildungen eingenommen werden, nur ein knappster Extrakt der durch die deutsche Kopernikusforschung erarbeiteten Grundthesen geboten werden kann. Aber auch ein solches Unternehmen verdient — gerade im Hinblick auf weiteste Verbreitung dieser Erkenntnisse — Anerkennung, vor allem, wenn es, wie im vorliegenden Fall, im allgemeinen recht zuverlässige Fundierung beweist. Es muß jedoch betont werden, daß es durchaus falsche Vorstellungen voraussetzt und erweckt, wenn von einem „schweren Abwehrkampf" des Deutschtums in Krakau um die Wende des 15. Jahrhunderts gesprochen und damit sogar die Übersiedlung der Familie Koppernick nach Thorn in Zusammenhang gebracht wird (S. 7). In die Matrikel der Universität Krakau wurde Kopernikus nicht unter dem Namen „Nicola Nicolai de Thoruni" (S. 13!), sondern als „Nicolaus Nicolai de Thuronia" eingeschrieben.

Der Wert des Buches liegt vor allem in der Darbietung eines reichen Bildmaterials auf guten Kupfertiefdrucktafeln.

Dr. Erwin **Hoff**, Krakau

A B B I L D U N G S V E R Z E I C H N I S

Titelbild: Aus Hans Dürers Cebes-Fries auf der Burg zu Krakau (Trinkgelage)

In: RICHTER, Hans Dürers Cebes-Fries auf der Burg zu Krakau

Taf. I: Cebes-Fries-Ausschnitt: Suadela, die Überredung, reicht den ins Leben Tretenden in einem Kelch den Trank des Irrtums und der Unwissenheit

Cebes-Fries-Ausschnitt: Die Klagen der vom Glück Verstoßenen

Holzschnitt aus der Wiener Ausgabe der Tabula Cebetis von 1519

In: RAVE, Schinkels Pläne für Kressendorf bei Krakau

DEUTSCHE FORSCHUNG IM OSTEN

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT, KRAKAU

Erschienen sind:

Heft 7/1943

I n h a l t :

1. Beiträge

Bodenzerstörende Vorgänge im galizisch-westukrainischen Schwarzerdegebiet

Dr. O. Klippel

2. Berichte

Kriegswichtige Aufgaben der geographischen Forschung im Generalgouvernement

Dr. E. R. Fugmann

Umfang 36 Seiten — Preis: 2 Zl. (1 RM)

Heft 8/1943

I n h a l t :

Bodenzerstörende Vorgänge im galizisch-westukrainischen Schwarzerdegebiet

(Schluß des I. Teiles) — Dr. O. Klippel

Völkisches Ringen und staatliche Schulpolitik im galizischen Raum

Dr. A. Gasselich

Landschafts- und Bevölkerungsentwicklung im mittleren Weichselraum

Dr. W. Maas

Umfang 56 Seiten — Preis: 2 Zl. (1 RM)

BURGVERLAG KRAKAU G.m.b.H.

VERLAG DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU